

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 151

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Norbert W. Schlinkert
Lesebuch

mit einem Nachwort von
Daniel Ketteler



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 151

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 151

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.
Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: Ute Zscharnt (2026)

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2026 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-8498-2183-8

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

Inhalt	
Pseudonym & Verwechslung	7
Aus dem Romanfragment „story banal“	8
Das Wannenbad	10
Der Zerbrochene	15
Schneeflocken	23
Auszug aus „Ankerlichten oder: Des Herrn Daubenfußes Rache“	30
Auszug aus „Scheerbart / Hologramm. Unterhaltungsroman“	48
Auszug aus „Stadt, Angst, Schweigen. Heraklitischer Fließtext“	62
Auszug aus „Kein Mensch scheint ertrunken. Eine Arabeske“	77
Auszug aus „Tauge/Nichts. Erzählender Essay“	86
Auszug aus „Nebelleben. Stichproben ins Ungewisse“	101
Fensterwetter / Fensternis. Eine Art Märchen	122
Jeder Pfirsich (ein Versuch)	124
Die Frage wird sein: Hätte die Literatur im Zeitalter ihrer technischen Produzier- barkeit eine Zukunft haben können?	130
Samuel Beckett in der Dortmunder Nordstadt	136
Heimat – eine Zerstreuung	141
Drei Gedichte	143
Biobibliographie	146
Nachwort	147
Textnachweise	155



Norbert W. Schlinkert (ca. 1985 in Schwerte), Foto (Ausschnitt): Frank Schnelle

Pseudonym & Verwechslung

Liebe Leser und Leserinnen! Ein Wort in eigener Sache. Es kommt, so musste ich feststellen, immer wieder zu Verwechslungen meines Pseudonyms Norbert W. Schlinkert mit meinem bürgerlichen Namen Norbert W. Schlinkert – und umgekehrt. Sogar immer häufiger. Ich denke, das müsste nun wirklich nicht sein. Dabei machen manche den Fehler nie, andere aber ständig, viele jedenfalls viel zu oft, und es ist mir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, schleierhaft, wie das überhaupt passieren kann. Muss man denn den Menschen alles bis ins Klitzekleinste erklären? Auf die Nase binden? Soll man an jeden bürgerlichen Namen und an jedes Pseudonym einen Beipackzettel tackern, eine Betriebsanleitung, gar Warnhinweise, nicht zusammen mit Alkohol einnehmen, nicht von der Seite anquatschen ... Also ehrlich, das kann man sich doch alles denken, vorausgesetzt natürlich, man erkennt, wen man da vor sich hat, wer sich da äußert, wer da aus dem Nähkästchen plaudert, sein Inneres nach außen kehrt. Sie müssen auch berücksichtigen, dass immerhin auch nicht selten Fehler auftreten, wenn denn Norbert W. Schlinkert nicht für ihn gedachte Botschaften an Norbert W. Schlinkert weiterreichen muss, so wie dieser die nicht für ihn geltenden, was auch hier zu Verwechslungen oder gar zu einem Durcheinandergeraten der Nachrichten selbst führen kann, so dass am Ende niemand mehr weiß, wo ihm der Kopf steht und ob es überhaupt der eigene ist. Also, liebe Leser und Leserinnen, Sie sehen, die Angelegenheit ist ernst und erfordert Maßnahmen. Seien Sie also so gut und checken einmal alle Funktionen Ihres Denk- und Wahrnehmungsapparates durch, und prüfen Sie, wenn Sie schon einmal dabei sind, auch genau, wer *Sie* im Augenblick überhaupt sind, respektive nicht sind, tja, und dann, *dann* sollte es im besten Falle, so hoffen wir jedenfalls, nicht mehr zu diesen Unannehmlichkeiten kommen. In diesem Sinne, Ihr Norbert W. Schlinkert.

Aus dem Romanfragment „story banal“

Oberfläche

Um unter die Oberfläche zu gelangen benötigen wir: Landregen, einen mäandernden tiefen Bach, eine saftig grüne Wiese, einen Teich, in dem Bauholz treibt, eine Schlossruine, ein tempelartiges, halbverfallenes Gartenhäuschen ohne Dach, Buchen, Efeugewächse.

Ein Salamander verschwindet zackig. Es tröpfelt auf Efeu, ein verwachsener Baum summt leise vor sich hin. Ein menschliches Wesen erscheint. Unter einem roten Kopftuch quellen rote Löckchen hervor. Es springt wie ein Kind und trägt eine schwarze Jacke aus Leder, einen kurzen schwarzen Rock und weiße Strumpfhosen, die in schweren Stiefeln verschwinden. Es hüpfte weiter und plumpst in den Teich. Platsch. Es taucht bis ans gegenüberliegende Ufer und steigt mit einem silberglänzenden Fisch zwischen den Zähnen aus dem Wasser. Der Fisch zuckt. Das Wesen nimmt ihn und steckt ihn unter seine Strumpfhose zwischen seine Beine. Dann hüpfte es davon.

Ein weiteres menschliches Wesen lässt sich an einem Baumstamm herabgleiten, verliert den Halt und fällt platsch auf die wassergetränkte Wiese. Verwirrt sieht es sich um. Es trägt eine schwere Jacke aus derbem Leder, einen kurzen Rock aus Sackleinen und schwarz-weiß gepunktete Strümpfe mit Strumpfbändern aus Seide. Seine Mokassins sind durchnässt. Es rappelt sich hoch und geht in Richtung des Tempelchens. Aus der dichtbelaubten Krone eines Baumes flattert eine Taube hervor. Das Wesen ergreift einen Stein und schleudert ihn gegen den Vogel. Im Schnabel der tot am Boden liegenden Taube findet es eine Orchidee. Es steckt die Blüte unter seinen Rock zwischen die Beine. Es nimmt die Taube und wirft sie in die Luft. Sie fliegt davon.

8000 Jahre später. Eine nackte Frau und ein nackter Mann schleichen durch eine stille Gasse zwischen kleinen Häusern, die um eine im Mondschein wuchtig erscheinende Kirche stehen. Sie fassen sich bei den Händen und laufen zu der gewaltigen Türe, die sie langsam aufschieben. Es riecht nach steinerner Kühle. Sie reiben sich die Genitalien mit Weihwasser ein und sprechen ein kurzes Gebet. Dann schleichen sie durchs Seitenschiff und betreten seitlich, um von Jesus, der an seinem Kreuz im Kuppelgewölbe hängt, nicht entdeckt zu werden, den Altarraum. Während er von hinten an den Altar heranschleicht und das knirschende Marmortürchen öffnet, bleibt sie unter dem Kreuze stehen. Sieh mal, der hat keinen Schwanz, flüstert sie. Komm schon, raunt er und verschwindet in der Öffnung. Die kurze Treppe mündet in einem gewölbten Gang. Sie schließt das Türchen und tappt vorsichtig hinter ihm her ins Dunkel. Sie gehen einige Zeit leicht bergab. Endlich erleuchtet ein schwaches Licht den Gang. Sie betreten einen Saal mit einer langen Tafel aus Granit, auf der Schalen mit roten Früchten stehen. Über der Tafel schwebt ein Kreuz, an dem ein nackter Mensch angebunden ist. Sein gewaltiges erigiertes Glied berührt fast die Knospen seiner Brüste, die sich in formvollendetem Schwung aus seinem Körper erheben. Langes, schwarzgelocktes Haar fließt abwärts. Langsam sinkt das Kreuz hernieder. Der Mensch löst sich und tritt zwischen die beiden. Es folgt die unbefleckte Empfängnis.

Das Wannenbad

Noch bevor ich hab aufstehen können, hatte sie bereits die Wohnung verlassen. Ich denke, das hätte sie in jedem Fall getan. Ich hörte, wie sie sich anzog. Kurz danach klickten die Schlösser ihres kleinen blauen Koffers, auf dem mehr als ein Dutzend Insel-Aufkleber pappten, von Hiddensee bis Ibiza. Dann fiel die Tür ins Schloss. Ich begann wieder zu leben. Sie war fort.

Nicht viele Menschen, denke ich, können von solch einem Augenblick berichten; ich meine nicht das Verlassenwerden, mitnichten, nein, ich meine das *Überleben* des Verlassenwerdens, das Weiterleben danach.

Der Tag begann angenehm, ich *erinnere* mich noch gut, auch wenn ich gegen sieben zum ersten Mal wach wurde, als eine Horde Müllwerker mit dem üblichen Lärm die Mülltonnen durch den Hof bugsierte. Ich schlief wieder ein. Als ich dann wieder erwachte, war es bereits später Vormittag, die Sonne brannte ins Zimmer, sicher würde es heute wieder sehr heiß werden. Julia stand unter der Dusche, und es beruhigte mich, dass da jemand da war, ja ich kann sogar sagen, ich gewöhnte mich langsam daran, nach all den Jahren, in denen nur immer ich selbst die Geräusche gemacht hatte.

Sie kam nackt zurück ins Zimmer, und ich sah sie an. Mit ihrem etwas zu breiten Becken, den etwas zu dicken Oberschenkeln und dem etwas zu kleinen Busen wirkte sie wie die Wasserträgerin auf *Ingres'* Bild *Die Quelle*. Ich zeigte ihr gleich zu Anfang das Gemälde in einem Bildband und sagte ihr, sie sei ebenso schön wie diese.

Als sie am 1. Mai vor der Tür stand, mit ihrem blauen Koffer in der rechten Hand, sagte sie nur „Ich bitte um Asyl“, ohne zu lächeln, sie meinte das ernst. Beim Sex

quiekte sie wie ein Eichhörnchen. Ich denke nicht gern daran zurück, jetzt, wo es so enden musste. Auch an dem Morgen, als sie mich verließ, hatten wir Sex, aber nur *einseitigen*, wie sie das nannte. „Du an mir oder ich an Dir?“, fragte sie manchmal ohne jeden Zusammenhang, und wenn ich nicht antwortete, entschied sie einfach, wer dran sei. Ich gebe zu, es hatte etwas Aufregendes, dieser einseitige Sex. Aber wie gesagt, ich denke nicht gern daran, also weder an den einseitigen noch an den *beidseitigen* Sex, wobei letzterer seltener war, wie ich sagen muss. An diesem Morgen war *sie an mir* dran, aber ich benötigte eine Weile, mich wirklich darauf einzulassen, vor allem, weil ich daran denken musste, was sie am Abend zuvor zum Besten gegeben hatte. „Es ist eine historische Tatsache“, hatte sie gesagt, „dass russische Agentinnen auf wichtige Männer des Feindes angesetzt waren, um sie zu töten.“ Ich muss dazu sagen, dass das Töten in all seinen Ausformungen, geschieht es nur *direkt*, zu ihren Lieblingsthemen gehört; als Kind habe sie auf dem Bauernhof ihrer Tante den Hühnern eigenhändig den Hals umgedreht, ohne mit der Wimper zu zucken. Eben diesen Ausdruck benutzte sie auch, als sie die Art des Tötens näher ausführte, die die Agentinnen bevorzugten. Während sie also an mir herummachte und ich ihren Kopf mit dem noch nassen Haar auf und niederfahren sah, dachte ich immer nur daran, wie sie sagte: „Zack, ein Biss, und das Ding ist ab. Verbluten. Ende.“

In Streit gerieten wir eigentlich erst, als ich ankündigte, ich wolle baden. „Dusch doch“, meinte sie, „man badet nicht bei dreißig Grad im Schatten.“ Auch meinen Einwand, ich würde ja nur lauwarm baden wollen, ließ sie nicht gelten. Als ich dann endlich in der Wanne saß, stürmte sie geradewegs ins Badezimmer, steckte den Zeigefinger ins Wasser und schrie mich an. „Wenn *das* lauwarm ist“, schrie sie, „was ist dann heiß?“ Ich versuchte,

sie zu beruhigen, ich stellte in Aussicht, gleich Brötchen holen zu gehen, man könne heute ja zum See hinausfahren, sich einen schönen Tag machen, und so weiter und so weiter. Aber egal, was ich sagte, sie war wütend. Erst als sie den Kopf kurz unter die Dusche gehalten hatte und dann begann, ihr Haar zu kämmen, Julia hat sehr schönes Haar, auch wenn sie selbst es immer als *straßenköteraschblondes Gewusel* bezeichnet, beruhigte sie sich. „Sei froh, dass ich keine Russin bin“, sagte sie noch, aber schon lachend. Der Tag war gerettet, dachte ich.

Sie kämmt ihr Haar immer sehr lange, ja sie kämmt es manchmal fast trocken, denn nur so, behauptete sie, lasse sich überhaupt noch etwas retten an ihren Haaren. Den Haartrockner, den ich auf dem Trödelmarkt gekauft habe und der am Anfang nie so recht funktionieren wollte, bis ich ihn reparierte, benutzte sie nur selten. Auch heute würde sie wohl einfach noch ein halbes Stündchen warten, bis der Balkon Sonne hatte, um ihr Haar an der Luft zu trocknen. Umso überraschter war ich, als sie ihn vom Badezimmereschränk herunterholte und begann, sich zu föhnen. Ich dachte, wie unsinnig es sei, die Haare zu föhnen, wenn doch so schönes Wetter ist, und sagte es ihr, doch sie hörte mich nicht. Erst als ich laut rief, „man föhnt sich die Haare nicht bei dreißig Grad im Schatten“, reagierte sie. Sie lächelte mich an, ich wollte noch etwas sagen, die Anspielung noch verbessern, sie auffordern, zu mir in die Wanne zu steigen, aber da sah ich bereits den Föhn durch die Luft fliegen.

Der Augenblick währte Jahrhunderte und endete eigentlich erst, als die Wohnungstür ins Schloss fiel. Mit dem rechten Auge sah ich Julia lachen, ihre Zähne blitzten, ihr Gesicht strahlte, wie ich es noch nie habe strahlen sehen, und mit dem linken Auge, so jedenfalls scheint es mir jetzt, beobachtete ich den Föhn, wie er sich *langsam* aber unauf-

haltsam dem Badewasser näherte, ein orangefarbenes Ding, welches ganz vorn an dem Verkaufsstand gelegen hatte, und das ich von fünf auf drei Euro habe runterhandeln können. Ich wusste, ich musste reagieren, aus der Wanne springen oder den Föhn wenigstens fortschlagen, mit der Hand; aber ich bewegte mich nicht. Alles war wie erstarrt, das Lachen Julias, mein Körper, selbst das Wasser schien mir geleeartig zu sein, nur das orangefarbene Ding mit dem schwarzen Schweif des Elektrokabels flog weiter auf mich zu. Hatten wir uns denn nicht auch über den Föhn gestritten, weil er so oft aussetzte, wie Julia behauptete? „Mal geht er, mal geht er nicht“, hatte sie gesagt und ihn wütend aufs Bett geworfen. Als sie schließlich zur Arbeit gegangen war, nahm ich mir also das Gerät vor, ich nahm es vollkommen auseinander, aber die Spule war in Ordnung, ebenso das Gitter, der Schalter, einfach alles, bis ich endlich darauf kam, dass es sich um einen Kabelbruch handeln musste. Ich kürzte also das Kabel und baute alles wieder zusammen. Tags darauf beschwerte sich Julia, das Kabel sei zu kurz.

Hatte ich all das wirklich gedacht, während Julia lachte und der Föhn durch die Luft flog? Meine letzte Überlegung galt also einem gekürzten Elektrokabel, gedacht in dem Augenblick, in dem der Föhn das Badewasser erreichte und so alles unter Strom setzen würde? Ja, das war mein letzter Gedanke in jenem Leben, aber es war auch der Gedanke, der der Wirklichkeit am nächsten lag.

Julias Lachen erstarb, sie erstarrte wie zu einer Salzsäule, als der Föhn mit einem leisen Zischen unterging und zwischen meinen Unterschenkeln liegenblieb. Sie bewegte sich nicht einen Millimeter, ich sah sie an, mit ihrem etwas zu breiten Becken, den etwas zu dicken Oberschenkeln, dem etwas zu kleinen Busen und dem schönen Haar.

Langsam nahm ich den Föhn und zog ihn aus dem Wasser, und das Kabel wickelte ich so ordentlich wie möglich um den Griff. Ich reichte ihn Julia, die ihn wie in Zeitlupe entgegennahm. Endlich legte sie ihn auf den Badezimmer-schrank und ging langsam hinaus, ohne mich noch einmal anzusehen. Ja, und dann verließ sie mich, aber das sagte ich ja schon.

Sie war also fort. Gleich, so dachte ich jedenfalls, als die Tür ins Schloss gefallen war, werde ich, ohne mich vorher abzutrocknen, auf dem Balkon sitzen, um mich ein wenig zu sonnen. Vorher aber schalte ich den Strom ab, zur Sicherheit, stecke den Stecker des Föhns in die Steckdose neben dem Badezimmerspiegel, um dann das orangefarbene Gerät Richtung Badewasser zu werfen. Ich müsste lügen, wenn ich sagte, es würde mich überraschen, dass der Stecker genau im selben Moment aus der Steckdose gerissen wird, in dem der Föhn die Wasseroberfläche berührt. Ich nehme ihn jetzt wieder heraus, lasse das Wasser ablaufen, gehe in die Küche, lege das Gerät auf den Tisch, ich werde ihn sicher noch einmal reparieren müssen, öffne die Balkontür, und auch jetzt müsste ich lügen, behauptete ich, dass es mich überrascht, wenn gerade in diesem Moment ein Sonnenstrahl endlich auch auf den Balkon fällt.

Der Zerbrochene

Der Richter stellte die Frage noch einmal, etwas lauter diesmal. Doch der Mann dort unten wand sich weiter in Krämpfen, presste die Hände an den Kopf und riss immer wieder den Mund auf, so als wolle er schreien. Der Richter machte dem Wachtmeister ein Zeichen. Als der Arzt endlich erschien, ein schier unmöglicher Mensch, war der Angeklagte aber schon wieder ruhig und saß stattdessen still und gefasst und mit geschlossenen Augen aufrecht da, die Hände reglos im Schoß. Er spürte sein Herz schlagen, kawumm, kawumm machte es, aber nein, wirklich, nein, sagte er sich, der Schmerz sitzt im Kopf, das Herz ist ganz schuldlos daran. Auf einen Wink des Richters hin ließ sich der Arzt unwillig auf die dem Angeklagten nächste der Zuschauerbänke fallen, die ansonsten ganz leer waren. Der Arztkoffer krachte zu Boden. War der Saal nicht eben noch voll gewesen, bis auf den letzten Platz besetzt, voll auch mit Getuschel, Hüsteln, Schnauben, Lachen und Poltern? Der Angeklagte öffnete die Augen. Die große, runde Lampe aus milchigem Glas, hoch an der Wand, flackerte noch immer, darunter das über der roten Robe ganz klein wirkende Gesicht des Richters. Mild blickte der jetzt hinunter in den Saal, räusperte sich und legte den Kopf ein wenig schief.

– „Nun“, fragte er also wieder, „warum haben Sie das letzte Angebot Ihrer Hausbank nicht angenommen, um so die Insolvenz zu vermeiden?“

Der Arzt begann mit den Fingern auf der Armlehne eine Art Melodie zu trommeln. Der Angeklagte sah zum Richter hinauf und blinzelte ihn an, ohne etwas zu sagen. War denn da überhaupt, dachte er, etwas zu vermeiden gewesen und nicht schon längst alles entschieden? Ohne dass er überhaupt gefragt worden wäre oder hätte etwas tun können?

– „Das ist“, zischte ihm der Arzt in den Nacken, „aus der Symphonie Fantastique von Hector Berlioz. Das kennen Sie sicher.“

– „Nun?“, fragte der Richter.

– „Sie wissen schon, der 4. Satz, der Gang zum Schafott.“

– „Nun?“

Man hat diese Lampe dort, denkt er, statt zu antworten, an eben der Stelle angebracht, wo zuvor das Kreuz gehangen hatte! Jahrzehntlang. Links und rechts und unten sieht man es noch, die noch hellen Stellen im Graugelb der Wand. Von der Decke her hat man über Putz, in einem weißen Plastikrohr, ein Elektrokabel verlegt. Ein von der Wand nach so langer Zeit abgenommenes Kreuz bleibt ja sichtbar, denkt er, die ganze Wand muss neu gestrichen werden, will man das unsichtbar machen. Muss mehrmals gestrichen werden! Eine Lampe ist billiger. Das spart Geld. – „Mein Mandant möchte auf diese Frage im Augenblick nicht antworten“, hörte er sagen.

Sagte also jemand bei einer Aussage, fiel ihm ein, grad eben, als sein Verteidiger ihm väterlich die Hand auf die linke Schulter legte, sagt also hier im Gerichtssaal jemand „So wahr mir Gott helfe“, so ist da immer dieses Kreuz gewesen, jahrzehntlang, dort, wo jetzt die Lampe ist, die flackert. Jeder, der diesen Satz sagte oder auch nur dachte, wer weiß, vielleicht zum ersten Mal im Leben, blickte auf zu diesem Kreuz, ein ihm bis dahin ganz fremdes Ding womöglich.

Der Arzt begann die Melodie des 4. Satzes zu summen und ließ weiter die Finger tanzen.

– „Kennen Sie sicher“, flüsterte er scharf.

– „Nun gut“, sagte der Richter, „aber vielleicht nehmen Sie Stellung zu der Frage, warum Sie ausgesagt haben, von der Bankfiliale nach Hause gefahren zu sein, um Ihre Frau und Kinder zu ermorden!“

– „Einspruch“, rief der Verteidiger, „der Angeklagte hat ausgesagt, er habe seine Familie ermordet vorgefunden.“

– „Uns liegen, wie Sie wohl wissen, mehrere widersprüchliche Aussagen vor, die wir im Gesamtkontext zu bewerten haben, zunächst unabhängig vom Wahrheitsgehalt der einzelnen Aussagen.“

Der Arzt kicherte im Takt.

– „Die Staatsanwaltschaft“, brummte es von der Seite, „geht davon aus, dass der Angeklagte zunächst zu Protokoll gab, seine Familie ermordet und das Haus angezündet zu haben.“

Für einen Moment sagte niemand etwas und der Angeklagte machte sich auch nicht die Mühe, sich dem Staatsanwalt zuzuwenden. Stattdessen ließ er seinen Blick weiter auf der Lampe ruhen. Eine große, gewölbte Milchglascheibe auf einer Blechfassung montiert, in der vage drei Röhren zu erkennen waren, hochkant, von denen eine, die mittlere, flackerte, kaum erkennbar bei hellem Tageslicht.

– „So wahr mir Gott helfe“, flüsterte er, „so wahr mir Gott helfe, so wahr mir Gott helfe.“

Der Richter winkte dem Wachtmeister, der einmal quer durch den Saal humpelte. Ob ihm nicht gut sei, ob er ein Glas Wasser wolle, wurde gefragt, und als er nicht antwortete, ging der Wachtmeister auf einen weiteren Wink des Richters hinaus.

Man wartete schweigend, nur der Arzt sumnte leise weiter die Melodie von Berlioz, bis endlich das Glas hereingetragen wurde. Wie eine Monstranz, so dachte der Angeklagte, als er die Hand ausstreckte, es entgegenzunehmen, und im jetzt plötzlich schräg in den Gerichtssaal fallenden Sonnenlicht erkannte er, dass das Wasser nicht ganz sauber war. Er nahm einen Schluck, voll Widerwillen, und stellte das Glas neben sich auf die helle Buchenholzbank, die ursprünglich hochglänzend lackiert gewesen sein musste, nun aber dort, wo die Angeklagten saßen, nur noch matt

glänzte. Die Hosenböden der Angeklagten, dachte er, haben den Glanz zum Ermatten gebracht. Auch die Armlehnen waren matt, während unter ihnen, am Rand der Sitzfläche, eine Spur des alten Glanzes erhalten geblieben war. – „Sind Sie in der Lage, weitere Fragen zu beantworten?“, hörte er den Richter sagen.

Sein Verteidiger stieß ihn leicht an.

– „Warum riefen Sie nicht die Polizei, nachdem Sie Ihre Familie ermordet vorgefunden haben wollen? Statt einige Stunden später die Polizeiwache aufzusuchen?“

– „Haben wollen, haben wollen“, kicherte der Arzt, hauchte ihm seinen heißen Atem in den Nacken und trommelte wieder auf der Armlehne herum.

Ja, warum bin ich nicht auf das Angebot der Bank eingegangen, dachte er, statt zu antworten. „Sie sind ein toter Mann“, hatte der Bankdirektor, zu ihm gesagt, fiel ihm ein, der sich persönlich hatte überzeugen wollen vom Unglück seines Kunden und urplötzlich aufgetaucht war an jenem entscheidenden Tag, als alle anderen schon fort waren und er allein durch die verwaisten Räume streifte.

– „Wenngleich natürlich nur in finanzieller Hinsicht, mein Lieber“, hatte der Direktor noch lächelnd hinzugesetzt, „aber das ist die Botschaft! Kein Geld, kein Leben. So sind, mein Gott, die Regeln, finden Sie sich damit ab! Wir als Bank gewinnen natürlich doppelt, so oder so, das entspricht dem System. Ich sage das rundheraus, mein Bester! Aber vielleicht kommen Sie doch noch einmal bei mir vorbei, womöglich habe ich noch ein letztes Angebot für Sie.“

Ein letztes Angebot! Und hatte der Kerl nicht sogar unter den Zuschauern gesessen? Dort, wo nun der Arzt saß, der jetzt leise vor sich hin pfiff.

Eine ganze Weile sagte niemand etwas, sowohl der Richter als auch der Staatsanwalt machten sich Notizen. Das Wummern in seiner Brust verstärkte sich wieder, schlug

ihm jetzt sogar schmerzhaft bis in den Hals, ja es schien ihm fast, als müsse man sein Herz deutlich sehen, wenn er nur den Mund weit genug öffnete, sehen, wie es in den Mundraum drängte, pulsierend, rot schimmernd, immer ein wenig mehr sich hinein- oder vielmehr aus dem Körper sich herausarbeitend, um schließlich den Mund völlig auszufüllen. Er bekam immer schlechter Luft. Der Richter sagte etwas, doch er hörte nichts außer seinem eigenen Atmen, wie gegen ein Ventil hatte er anzuatmen, ein wie auch immer verkehrt herum eingesetztes Ventil, dachte er. Verkehrt herum! Das Glas mit dem Wasser fiel zu Boden, es drehte sich, auf der Seite liegend, einige Male um sich selbst und lag dann still. Es glotzte ihn an. Er war zu Boden gesunken.

– „Öhnmacht?“, fragte einer, und da packte ihn auch schon jemand unter die Achseln, so dass er mit einem Male zwei kräftige Fäuste vor seinem Gesicht hatte, geballt und zu allem bereit. Ein anderer hatte seine Füße ergriffen, vielmehr seine Fersen, so dass ihn nun diese beiden, der Jemand, von dem er nur die Fäuste sah, und der Andere, von dem er nichts sah, in der Schwebe hielten.

– „So wahr mir Gott helfe“, sagte er leise.

Um ihn herum wurde gesprochen. Ein Kichern war zu hören. Der Arzt? Er schloss die Augen. Aber, überlegte er, wie hilft denn Gott überhaupt? Wie spricht denn Gott zu demjenigen, der Hilfe benötigt? Was tut er, was sagt er? Welche Worte wählt er? Spricht er überhaupt, rät er, was zu tun ist, zu kämpfen, aufzugeben, die andere Wange hinzuhalten? Warum habe ich nie darüber nachgedacht und tue es erst jetzt, dachte er, angesichts eines Kreuzes in einem Gerichtssaal, das nicht einmal mehr vorhanden ist? Brachte ihm Gott also jetzt Hilfe, Rettung? Oder lähmte ihn das Nachdenken über Kreuz, Gott und Sprache nur? Hinderte ihn also eher, als dass es ihm nutzte? Warum musste denn Gott überhaupt helfen, wenn etwas wahr ist? Und hilft Gott nicht auch denen, die die Unwahrheit sagen?

Er öffnete die Augen. Man musste wohl beschlossen haben, ihn fortzutragen. Die Lampe, nun aus seinem Blickfeld verschwindend, flackerte noch immer weit oben an der Wand, er bekam noch immer keine Luft und seine Füße waren jetzt eiskalt. Er hob ein klein wenig den Kopf, auch wenn es ihn sehr anstrengte. Der Andere, der ihn an den Fersen trug und rückwärts ging statt vorwärts, fast so, als sei er daran gewöhnt und mache es regelmäßig, kam ihm durchaus bekannt vor, doch war es nicht etwa sein Verteidiger, keineswegs, und es war auch durchaus nicht der Richter, auf keinen Fall. Auch nicht der Arzt, nicht der Bankdirektor, nicht der Wachtmeister. Er ließ den Kopf wieder sinken. Noch immer schlug sein Herz dumpf und wie in Zeitlupe, er erkannte den Türrahmen aus Eiche und die zweiflügelige Tür, die er nur im Anschnitt sehen konnte, dann den Flur, die Tonnendecken, die weißen, erleuchteten Kugellampen, in denen tote Insekten den unteren Bereich grau und schmutzig erscheinen ließen. Auch als es eine große und breite Treppe hinunterging, er konnte sich nicht erinnern, sie hinaufgegangen zu sein, und er den immer noch rückwärtsgehenden Anderen besser sehen konnte, wollte ihm nicht einfallen, wer dieser Andere nur sein könnte. Ein Tropfen fiel auf seine Stirn und lief ihm die Nase hinab in den Mund. Auch der Andere schwitzte jetzt, sah er. Doch schon hatten sie die Treppe bewältigt und waren im Freien, nun ging es ebenerdig weiter. Er erkannte einen blauen, hohen Himmel. In großer Höhe waren Vögel zu sehen. Keine Wolken. Kies knirschte unter den Schuhen, sie schritten voran, wie Soldaten, im Gleichschritt, nur dass Soldaten nicht rückwärts marschierten, wie der Andere es tat. Er hörte sie keuchen und er spürte, dass sie sich ansahen und sich gegenseitig Mut machten, nur mit den Augen. Der Jemand hinter ihm fasste jetzt nach, indem er ihn kurz nach oben stieß und die Fäuste neu ballte, was den Anderen aus dem Tritt zu bringen schien, jedoch nur kurz. Baumkronen waren zu

sehen, die Schritte aber nicht mehr zu hören, so als liefen sie auf Gras. Nur ein leichtes Keuchen war noch zu vernehmen, ein kurzes Hüsteln, ein pfeifendes Atmen, mehr nicht. Auch sie bekamen schlecht Luft, wenngleich nicht in dem Maße wie er selbst. Der Andere musste nun mit der Sohle eine Tür aufgestoßen haben, sicher eine Metalltür, die in ihren Angeln quietschte, eine Pendeltür. Eine weitere Tür folgte, ein Türrahmen aus Metall, kaltes Licht in einem großen Raum mit hoher Decke. Die Tür fiel leise ins Schloss.

Der Raum war kühl, und irgendwo tropft sicher ein Wasserhahn, dachte er, wenn auch nichts zu hören war außer den jetzt schlurfenden Schritten. Er wandte noch einmal alle Kraft auf, den Kopf ein wenig zu heben, um den Anderen noch einmal anzusehen, doch im selben Moment stieß man ihn zur Seite. Er spürte die harte Unterlage, auf der er nun lag. Kein Zweifel möglich, er lag wieder, diesmal aber nicht auf dem Boden, wie im Gerichtssaal, er lag höher, auf einer schmalen Pritsche womöglich, über ihm die weiße Decke. Wenn er jetzt nur den Kopf ein wenig drehen könnte, das musste gelingen, es war deutlich leichter, als ihn zu heben, so viel Kraft sollte er noch aufbringen, unbedingt, dann könnte er nochmals einen Blick werfen auf den Anderen und, zum ersten Mal, auf den Jemand. Es gelang ihm. Der Jemand, der ihn unter die Achseln gefasst und so getragen hatte, war ohne Zweifel sein Verteidiger. Er schwitzte, der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er atmete schwer und blickte ernst auf ihn hinunter. Der Andere aber, mit vor der Brust verschränkten Armen dastehend, wirkte keineswegs ernst, im Gegenteil, er schien zufrieden und lächelte vor sich hin. Wer nur mochte er sein? Plötzlich aber nickten beide sich wortlos zu und schoben die Lade, auf der er lag, mit Schwung in die Tiefe der Wand, eine dunkle, schmale Kammer. Ein Klicken noch, dann Dunkelheit, tiefe Stille und eisige

Kälte. Sie sind ein toter Mann, dachte er, hatte der Bankdirektor gesagt, so wahr mir Gott helfe, dachte er, so wahr mir Gott helfe, und da war auch schon wieder dieses Ki-
chern hinter ihm und das Trommeln der Finger auf der
Armlehne. Er saß auf der Bank und die Lampe flackerte.
Alle sahen ihn an.

– „Sie haben der Polizei gegenüber unter anderem angege-
ben“, sagte der Richter, „Ihre Frau und Ihre Kinder ermor-
det in Ihrem Haus vorgefunden und dieses in Brand ge-
setzt zu haben. Was haben Sie damit beabsichtigt?“

Beeinflusst denn, dachte er, statt auf die Frage zu antwor-
ten, ein Kreuz an der Wand die Wahrheitsfindung?

Der Richter machte dem Verteidiger ein Zeichen, dass er
nicht jedes Mal darauf hinweisen müsse, wenn der Ange-
klagte sich nicht äußern wolle.

– „Nun“, sagte der Richter, sich räuspernd, „dann noch-
mals die andere Frage: Warum haben Sie das Angebot der
Bank nicht angenommen, um so die Insolvenz zu vermei-
den?“

– „Das ist“, hörte der Angeklagte den Arzt wieder leise sa-
gen, er neigte sogar den Kopf zu ihm hin, „aus der Sym-
phonie Fantastique von Hector Berlioz. Sie wissen schon,
der 4. Satz, der Gang zum Schafott.“

– „Und noch einmal: Warum haben Sie“, fuhr der Richter
jetzt ungeduldig fort, „bei der Polizei angegeben, Frau und
Kinder ermordet und Ihr Haus angezündet zu haben? Sie
haben weder Frau noch Kinder noch besitzen Sie ein
Haus!“

Die Lampe hoch an der Wand flackerte.

Stille.

– „Ich hätte gerne“, sagte er dann endlich, „etwas zu ver-
lieren gehabt. Wie dieser Kerl aus der Bibel.“

– „Hiob“, brummte der Staatsanwalt.

– „Ja, Hiob“, sagte er, „der hat etwas zu verlieren gehabt!
Und zu gewinnen! Nicht wahr?“

Schneeflocken

Alles schien so klein, so reduziert. Er war ein Riese, geradezu. Der Weg am Haus der Großeltern vorbei, dort wo er wintertags mit seinem Schlitten herabgesaust war, das steilere obere Stück, beim Wiederhinaufgehen eine letzte Anstrengung, um sich und den Schlitten auf den flacheren Bereich zu retten, das alles war nichts weiter als eine kurze, leicht ansteigende Straße, an der nicht mehr als zwei Häuser mitsamt Gärten Platz hatten. Mit wenigen Schritten war er oben. Er wandte sich nach rechts. Ein großer, aggressiv wirkender Wagen stand dicht an einer Mauer aus Schiefer. Gegenüber ein Garten mit einem kleinen Schuppen, neben dem Brennholz gestapelt ist. Es riecht nach Wald, nach feuchten Nadeln, nach modrigen Tannenzapfen. Bald musste linker Hand ein Weg von der Straße abgehen, zwischen den Häusern hindurch. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert war er nicht mehr an dieser Stelle der Welt gewesen, seit dem Tod des Großvaters. Warum ausgerechnet heute, an einem mäßig kalten Tag Anfang November, wusste er nicht, nicht wirklich. Seinen Koffer hatte er im Nachbarort in einer Gastwirtschaft untergestellt, im Bahnhof gibt es keine Schließfächer, lange nicht mehr. Die Leute steigen hier meist nur um, hatte der Gastwirt gesagt, ein träge wirkender Mann Mitte fünfzig, ohne direkt Auskunft zu verlangen, warum er, Joseph, dies nicht tue wie all die anderen. Ich werde dort später vielleicht ein Bier trinken und eine Kleinigkeit essen, sagte er sich. Warum nicht!

Niemand ist ihm begegnet, nicht in dem kleinen Waldstück, das die Orte voneinander trennt, auch nicht hier im Dorf, geschweige denn jetzt am Waldrand. Einen Augenblick hatte er gezögert und sich gefragt, ob er nicht in das Haus, der Großeltern Haus, eintreten sollte, vielleicht einfach nur, um den Vetter, mit dem er seit zwei Jahrzehnten

nicht mehr zusammengetroffen war, zu begrüßen. Soweit er wusste, wohnt er hier mit seiner Familie. Er ging zügig vorbei. Das Haus erkennt mich nicht, hatte er gedacht, wenngleich das natürlich Unsinn ist.

Noch war es hell, ein wenig trübe. Er ging weiter, jetzt wo er nun mal hier war, ohne es eigentlich geplant zu haben. Oder belog er sich, hatte er, im Gegenteil, sogar sehr genau geplant, hierher zu kommen, gleichsam aber an bewussten Gedankengängen vorbei, hinterrücks sich betrogen, sich selbst? Er konnte es nicht sagen. Auf dem Hauptbahnhof Hannover war den Reisenden jedenfalls mitgeteilt worden, ein Oberleitungsschaden habe zu der Verzögerung geführt, zu einem Stillstehen fast des gesamten Fernverkehrs von Ost nach West. Sicher wieder ein Anschlag wegen irgendwelcher Dinge, die schwer zu ändern sind, dachte er. Er hatte eine SMS geschickt, in der er mitteilte, er werde erst morgen kommen, er melde sich. Zugverkehr unterbrochen / komme erst morgen / melde mich / Jo, hatte er geschrieben, fast im Stile eines Telegramms. So würde er die Party verpassen, das war kein Beinbruch. Dann hatte er sein Telefon abgestellt und war in einen Zug Richtung Süden gestiegen. Am übernächsten Bahnhof wieder aus- und umgestiegen. Richtung Westen. Es wunderte ihn, dass nicht mehr Reisende diesen Weg wählten, einen Umweg auf eigene Faust, anstatt die Zeit mit Warten zu verbringen.

Ein Gefühl der Freiheit war über ihn gekommen, ein Gefühl, sich entscheiden zu können. Er bewegte sich immerhin, in der Mitte zwischen den Welten, in einer, die für sich lag, die aber durchquert werden musste. Am Bahnhof seiner Kindheit, dem Ort seiner jährlichen Sommerferien, war er, nach vielleicht zweistündiger Fahrt, schließlich ausgestiegen, allein aus einem Impuls heraus, so sagte er sich. Der Name des Bahnhofs war in sein Blickfeld geschoben

worden, Bestwig, wie eine Kulisse von der Seitenbühne ins Blickfeld der Zuschauer. Ich habe nicht damit gerechnet, dachte er, auf dem Bahnsteig stehend. Fast glaubte er, das Stampfen einer Dampflokomotive zu hören, als sich der Zug ohne ihn in Bewegung setzte. Auf der Anzeige verschwand leise klappernd der Zielort des Zuges.

Vielleicht bin ich nicht auf dem richtigen Weg, denkt er jetzt, ein wenig keuchend. Er hätte etwas zu trinken mitnehmen sollen, trotz der Kälte. Der Weg gabelt sich. Nach rechts führt eine Straße, asphaltiert, um einen Zipfel Wald herum. Er folgt ihr. Nach wenigen hundert Metern ein Schotterweg. Sicher die falsche Fährte. Umso überraschter findet er sich kurz darauf vor einem eisernen Tor wieder, hinter dem, im vagen Schatten von Bäumen, Grabsteine sind. Der Friedhof von Ostwig. Er steht dort einige Zeit, wie lange hätte er im Nachhinein kaum sagen können, wenige Schritte vom Tor entfernt. Er war weder enttäuscht noch befriedigt, und er machte zunächst keine Anstalten, das Tor zu öffnen und den Friedhof zu betreten. Da bin ich also, sagt er sich mehrmals. Da bin ich also. Vielleicht, so dachte er, ist das Tor verschlossen, obwohl er dann, wie er sich sofort eingestand, selbstverständlich nur über die niedrige Mauer klettern musste. Natürlich. Noch aber zögerte er, das Areal tatsächlich zu betreten. Wäre es nicht ein Zurücktauchen in die Vergangenheit, etwas, das er sich nicht gestatten mochte, normalerweise? Andererseits war er hier und heute allein, niemand würde ihn sehen, niemand würde wissen, was er hier tat. Er könnte heulen wie ein Schlosshund, er könnte in höllisches Gelächter ausbrechen, ja er könnte sogar beten, wenn er denn wollte, wenngleich er noch nie gebetet hatte, nicht einmal als Kind. Er hatte sich immer beobachtet gefühlt, wenn er die Hände zu falten und irgendetwas, das er nicht verstand, zu sagen hatte. Religion war ihm fremd, schon immer. Er schreckte auf. Waren da Schritte zu hören?

Wenn Jo sich auch später an den Tag gut erinnern konnte, so blieb ihm doch von dem kurzen Augenblick, der dem Betreten des Friedhofs voranging, nur etwas Schemenhaftes. War es ein Tagtraum gewesen, war er gleichsam im Stehen eingeschlafen, oder waren die Schritte wirklich die einer alten Frau, die sich langsam vom Friedhof her, aus dem Friedhof heraus, näherte? Wenn es diese Frau gegeben hat, so war sie alt und gebeugt. Sie stützte sich schwer auf einen Stock. Mit Mühe zog sie, während er wie angewurzelt stand, das Tor auf. Er würde warten müssen, bis sie verschwunden ist. Sie blieb jedoch vor ihm stehen und hob den Blick, fast so als prüfte sie ungläubig, ob hier etwa in der Zwischenzeit ein Baum gewachsen sei. Er will etwas sagen, vielleicht seine Hilfe anbieten, bei was auch immer, doch er bleibt stumm. War es so gewesen? Er wusste es nicht. Er wusste auch nicht, ob sie tatsächlich zu ihm gesprochen hat, leise und fast unhörbar. „Joseph“, so hatte die alte Frau, ihn von unten herauf anblickend, gesagt, „Joseph kam einst zu seinen Brüdern. Diese aber wollten ihn töten, da er ein Träumer war und ihnen, so jedenfalls dachten sie, schadete. Da er jedoch ihr eigen Fleisch und Blut war, verkauften sie ihn an vorbeiziehende Ismaeliter.“ Er starrte sie ungläubig an. Sie hielt einen kleinen Moment inne, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Dann fuhr sie fort, leicht den Stock vom Erdboden hebend, so als wolle sie ihn zum Himmel recken. „Töte niemals“, sagte sie, ein wenig eindringlicher noch als zuvor, „dein eigen Fleisch und Blut, auf welche Weise auch immer. Ein Tod zu Lebzeiten ist schlimmer als ein Tod auf ewig.“ Ihr Blick senkte sich dem Erdboden zu. Und dann war sie auch schon mit kleinen und behutsamen Schritten einfach davongegangen, ohne noch etwas zu sagen, ohne ihn weiter zu beachten. Er holte tief Luft. Ein Tod zu Lebzeiten ist schlimmer als ein Tod auf ewig, murmelte er vor sich hin. Was sollte das heißen? War das nicht widersinnig? Er schüttelte den Kopf, wie um sich zu befreien. Immerhin, das Tor stand

jetzt auf und er würde hindurchgehen, ja, er würde den Friedhof betreten. Deswegen bin ich schließlich hier, dachte er, das Grab des Großvaters zu sehen, auch wenn das, wie er nun zu glauben begann, eine seltsame Idee sein mochte. Es gab kein Zurück, nun nicht mehr.

Der Friedhof liegt an einem Hang, er ist alt. Schließlich fand er das Grab. Es war nicht ungepflegt, das sah er sofort, aber es unterschied sich auch nicht von den meisten anderen Gräbern. Opa aus Ostwig, dachte er. Nie hatte man ihn Opa Ferdinand gerufen, nie. Er las die Inschrift. Der Name, das Geburtsdatum, das Sterbedatum. Wir gebären, denkt er, rittlings über dem Grabe. Das Leben ist ein Fallen, ein Sich-Fallenlassen, bestenfalls. Soll ich beten, Worte formen, um etwas bitten, etwas erflehen? Nein, es wird nicht gehen. Er würde sich selbst etwas vorspielen, er würde sich selbst beobachten, wie er zu beten vorgibt. Würde ich so nicht zu mir selbst beten, fragte er sich. Ich werde nur hier stehen, beschloss er also, einfach nur hier stehen, einfach nur denken, an das Unveränderliche, das Vergangene, das Unwiederbringliche. Nichts ist gnadenloser als die Zeit. Die letzte Erinnerung an seinen Großvater, ja, auch die lag gnadenlos in der Zeit, in seiner Zeit, in der er festsaß, so sehr er sich fortbewegte.

Die Bilder der Erinnerung. Mit seiner Mutter hineingegangen, damals, vor fünfundzwanzig Jahren, ins Krankenzimmer des Großvaters. Der Sessel unten im Wohnzimmer ist leer, niemand würde in ihm sitzen, weder der Vater noch irgendeiner der Onkel. Niemand würde ein Wort sprechen, weder dort noch in der Küche, wo die Frauen und Kinder mit gesenkten Köpfen beieinandersitzen und schweigen und wo auch er eben noch gesessen hatte, Blick auf den Boden.

Ich hob den Kopf, als ich eintrat. Das schwere Bett, der stumpfe Marmor des Spiegeltisches, die gelblich-fleckige Lampenschale, die toten Insekten, das Kruzifix. Ich schloss leise die Tür. Es roch seltsam, es war kalt. Ich hörte die Mutter sprechen, über die Zeit, die noch kommen werde, die Zeit, in der der Großvater wieder gesund sein würde. Ich stand am Fußende des Bettes. Die Mutter hatte mir gesagt, die Haut des Großvaters sei ganz gelb, was mit der Krankheit zusammenhinge. Ich müsste keine Angst davor haben. Ich betrachtete ihn also eine Weile fast neugierig, wie er ohne zu antworten meiner Mutter zuhörte. Mich sah er nicht. Wusste er nicht, dass auch ich hier im Raum war? Schließlich kletterte ich auf das Fensterbrett und blickte hinaus. Ich hörte, wie meine Mutter sprach, ohne Unterlass, vielleicht immer das selbe, einen Satz nur, immer denselben. Der kahle Baum unten im Hof, das etwas höher stehende Haus der Nachbarn, der graue Himmel. Nichts bewegt sich. Nach einer Weile beginnt es zu schneien. Große Schneeflocken fallen langsam zu Boden, schweben, aus einem weißgrauen Himmel kommend, an mir vorbei. Sehr lange. Dann schweigt die Mutter. Die Stimme des Großvaters, ganz nah, scheint mir, sagt etwas. Zu mir, dem Jungen am Fenster. Sie fragt mich etwas. „Zählst du die Schneeflocken?“, fragt er. Ich nicke, ohne den Blick von dem Baum zu wenden, der allein noch zu erkennen ist im Gewirr und Gestöber dort draußen. Zählst Du die Schneeflocken? „Komm“, sagt die Stimme, „komm zu mir.“ Jetzt sah ich das Gelbe, die gelbe Haut, das so kleine Gesicht, sah die rechte Hand sich mir entgegenstrecken, spürte, wie sie die meine ergreift und fest drückt, fest in sich einschließt, eine neue Frage stellend, die es zu beantworten gilt. Warum nur erwiderte ich den Händedruck nicht, nicht beim ersten, nicht beim zweiten Mal? Erst als sich die alten Augen mit Tränen füllen, drücke ich sie, die Hand meines Großvaters. Er würde sterben, das wusste ich, ebenso wie er es wusste. Ein oder zwei

Tage später sagte man es mir. Ich habe nicht geweint. Es lag Schnee.

Jo kam wieder zu sich. Noch immer stand er am Grab. Es dämmerte. Er war allein. Als ich das letzte Mal hier an diesem Ort gewesen bin, am Tage der Beerdigung, da stand dort vorne irgendwo ein Trompeter, so dachte er jetzt, dort, etwas abseits von den anderen. Er wusste nicht, was der Trompeter gespielt hatte, aber es klang weit und traurig über das Tal, das winterliche Tal, und er konnte sich nicht recht vorstellen, dass die Melodie schon verklungen sein sollte. Hörte er sie denn nicht, die Melodie, wenn er nur wollte, ebenso wie er die Schneeflocken sah? Er drehte sich um und blickte hinab ins Tal. Dort unten ist es schon dunkel und die ersten Lichter blinken hier und da aus den Wohnungen zu ihm herauf. Noch einmal las er den Namen des Mannes, der sein Großvater gewesen war, und wandte sich ab. Er sollte sich beeilen. Der Kies des Weges knirschte unter seinen Schritten. Sicher würde bald ein Zug gehen. Den würde er nehmen.

Auszug aus „Ankerlichten oder: Des Herrn Daubenfußes Rache“

Schwerte

Es ist sommerlich warm am 24. Oktober des Jahres 1687. Schönwetterwolken ziehen gemächlich ihre Bahn, die Sonne steht hell und strahlend am Himmel, während die Bürger der Stadt Schwerte an der Ruhr sich auf dem Markt vor der Stadtkirche St. Viktor um die wenigen Stände mit Gemüse und grobgewebten Stoffen drängeln. Inmitten des Gewühls hängt der kleine Heinrich mit der einen Hand an der seiner Schwester Emilia und mit der anderen am Rockzipfel der Mutter, die die rechte Hand bettelnd den Menschen entgegenstreckt. Daumen und Zeigefinger stehen steif von der Handfläche ab. Drei Finger fehlen. Warum das so ist, weiß Heinrich nicht. Seine Schwester Emilia sagt, es sei Gottes Wille gewesen. Mehr sagt sie nicht.

Emilia hatte in der offenen Halle des Rathauses gestanden und der Bestrafung der Mutter zugesehen, ihren kleinen Bruder in ein Tuch gehüllt bei sich tragend. Nur der dritte Prediger von St. Viktor, ein kleiner, schmalschulteriger Mann mit melancholischen Gesichtszügen und ganz glatten, schwarzen Haaren, gesellte sich zu ihr und sagte ein paar tröstende Worte. Die Mutter hatte mehrere Tage nacheinander stundenlang am Pranger stehen müssen, weil sie zum zweiten Male unsittlich gehandelt und mit einem französischen Soldaten Unzucht getrieben habe. So jedenfalls lautete die Anklage gegen die Magd Dorothea Holzkötter. Als die Heere Ludwig des XIV. im Jahre 1673 die kleine, nicht einmal tausend Einwohner zählende Stadt brandschatzten, war es ihr noch gelungen, eine Notzucht glaubwürdig zu machen, denn dass die papistischen Teufel zu allem fähig sind, war ausgemachte Sache. Einer

der Schichtmeister nahm sie sogar mitsamt ihrer kleinen Tochter als Magd in sein Haus, wenn auch nur für einige Monate. Als dann jedoch wenige Jahre später die Franzosen wiederum plündernd in Schwerte einfielen, wurde Dorothea erneut schwanger. Sie konnte zwar sowohl die Schwangerschaft als auch die Geburt verheimlichen, doch als Ende des Jahres 1680 der Große Komet am Himmel stand, war sie mit dem nur wenige Wochen alten Kind auf dem Markt gesehen und erkannt worden, kurz vor dem Weihnachtsfest. Die strenggläubige Jungfer Trine Wullenweber versetzte ihr statt eines weihnachtlichen Almosen eine Ohrfeige und zeigte sie überdies noch bei der Obrigkeit an. Am selben Tag ertappte man Dorothea bei dem Versuch, ein Brot zu stehlen. Das machte die Sache nicht besser. So nahm der Prozess seinen Lauf, begleitet von Gerüchten und Mutmaßungen aller Art. Ohne den Kometen, so sagten manche, der auch tagsüber deutlich am Himmel zu sehen war und allerlei Ängste auslöste, hätte jene Jungfer womöglich still gebetet statt offen gehorfeigt. Nach einer peinlichen Befragung, die wegen des Gesundheitszustandes Dorotheas vorzeitig abgebrochen wurde, kam es am nächsten Tag zu einem umfassenden Geständnis, denn in ihrer Not folgte Dorothea den Einflüsterungen ihres Peinigers und gestand die zweimalige Unzucht. Der Richtspruch des Schwerter Richters erging im nächsten Frühjahr. Als dann das Urteil kurz darauf höheren Ortes bestätigt worden war, stand der Bestrafung nichts mehr im Wege. Die Verbannung aber, die Dorotheas sicheren Tod bedeutet hätte, wurde ausgesetzt. Der zweite Prediger von St. Viktor, ein massiver, schon älterer und wortgewaltiger Mann, hatte dies erwirkt, so dass es beim Abschneiden dreier Finger der rechten Hand bleiben würde. Dorotheas weinend gestammelte Klage, sie könne nie wieder zu Gott beten, wenn drei Finger fehlten, tat er ab.

„Dann bete, so lange du noch mit gefalteten Händen zu beten vermagst und fortan stille“, sagte er salbungsvoll und verließ die kalte Zelle, um sich zum Mittagstisch zu begeben. Das Urteil bestimmte zudem, Dorothea dürfe sich in Zukunft nur während der Tagesstunden in der Stadt aufhalten, nächtigen aber müsse sie außerhalb der Stadtmauern.

So stand Dorothea an den Tagen vor dem Vollzug der Strafe am Pranger, aufrecht gehalten allein durch Holz und Strick. Das Mitleid der Schwerter, die dieser Tage gerne einen kleinen Umweg über den Markt machten, hielt sich in Grenzen. Die Schichtmeister und die Prediger von St. Viktor konnten aber verhindern, dass die arme Frau noch zusätzlich gequält wurde. Viele hätten es gerne gesehen, wenn ihr die ganze Hand abgeschlagen worden wäre, so wie dies bei Diebstahl gemeinhin üblich ist. Auch der bestellte Abdecker und Scharfrichter Vogt schlug lieber eine ganze Hand ab als nur ein paar Fingerchen. Am liebsten waren ihm Köpfe, eine Vorliebe, die er an all seine Söhne vererbte. In solch einem leider seltenen Falle wäre es zum Kreinberg gegangen, nördlich der Stadt, wo es eine ansehnliche und weitbekannte Richtstätte gab mit einem massiven Holzblock und einem schönen Galgen.

Obwohl es also nur um Finger und, wie üblich, Ohren gehen sollte, war Vogt an jenem Tag höchstselbst in der Stadt erschienen. Ein vierschrötiger Mann mit schwerem Gang, dichtem dunkelblonden Haar und gestutztem Vollbart und ganz in Leder gekleidet. Er hauste mit seiner Familie auf einem Gehöft südlich der Ruhr, mitten im zum Sauerland aufsteigenden Wald. Der Ort war schwer zu erreichen und die Bauern fluchten, wenn sie, was vorkam, die Kadaver von Rindern und Pferden zu ihm zu bringen hatten. Auch die Seifen- und Leimsieder, die dort Knochenmehl und verfaultes Fleisch und Häute aufkauften,

beklagten sich bitter, wenn sie den Weg zu machen hatten. Denn Vogt lieferte nicht. Er wartete. Diejenigen aber, die nicht ihres Gewerbes wegen in diesen Wald mussten, mieden die Umgebung des Gehöfts wie die Pest.

Vogt wurde begleitet von seinem Jüngsten, der ebenfalls ganz in Leder gekleidet war und etwa zwölf Jahre alt sein mochte. Er war zum ersten Mal überhaupt in der Stadt und sollte nun einmal sehen, wie der Vater sein Handwerk auszuüben pflegte. Die anderen Söhne, die alle gerne zur Tat geschritten wären, waren maulend auf dem Hof geblieben. Schwungvoll betrat Vogt nun also um die Mittagsstunde, nachdem in Anwesenheit des Schwerter Richters, dem hochverehrten Johann Christoph Gräving, das Urteil verlesen worden war, das Podest. Alles reckte die Hälse, um nichts zu verpassen. Zwei junge Mädchen fielen in Ohnmacht, bevor auch nur das Werkzeug präsentiert war. Man ließ sie liegen, bis sie sich von selbst wieder aufrappelten. Die Axt, da jedenfalls konnte man Vogt keinen Vorwurf machen, war offensichtlich scharf, und auch sein reichverziertes Messer war geeignet, Haare zu spalten. Vogt wusste natürlich, wie schnell sich die Wut des Volkes gegen ihn richten würde, wenn er es versäumte, sauber zu arbeiten. Das bläute er auch seinen Söhnen ein.

Er sah seinem Sohn nun also tief in die Augen, bevor er zu seiner ersten Amtshandlung schritt und der Magd Dorothea Holzkötter mit einem schnellen Schnitt das linke Ohr abtrennte. Die Verurteilte gab einen ersticken, langgezogenen Laut von sich, der bald zu einem hohen, kaum vernehmbaren Wimmern sich verflüchtigte, das auch nicht wieder anschwell, als der zweite Schnitt getan war. Alles hielt den Atem an. Vogt nahm zwei Nägel aus der Tasche seines Mantels und nagelte die Ohrmuscheln mit der stumpfen Seite der Axt an das Holz des Prangers. Dann packte des Scharfrichters Sohn, der mit zwei großen

Schritten zur Stelle war, ohne weitere Umstände die Frau, zog die instinktiv Widerstrebende nach vorn zu dem Holzklotz, presste den rechten Unterarm der auf die Knie sinkenden Magd mit beiden Händen auf den Klotz, ergriff mit seiner Linken Zeigefinger und Daumen der Hand, zog sie, tagelang hatten Vater und Sohn das geübt, über die Kante, worauf sofort ein einziger gezielter Schlag folgte, mit großer Präzision ausgeführt, der die drei Finger sauber abtrennte. Dorothea schrie auf, sonst aber Totenstille. Eben deswegen schlug Vogt lieber Köpfe ab, dann nämlich entlud sich all die Anspannung mit einem allgemeinen Aufschrei. Die abgehackten Finger warf Vogt den Hunden vor, die die Fingerchen indes nicht bekamen, denn ein ganz Gewiefter, ein noch junger Kaufmann namens Thorbecke, der neuerdings eine Familie zu ernähren hatte, war hinter das Podest geschlichen und sprang nun mit einem Satz auf die drei Finger zu und beförderte sie mir nichts dir nichts in seine Tasche. Die Köter verjagte er mit Tritten. Thorbecke kannte den Aberglauben seiner Zeitgenossen, und nachdem er einige Tage Gerüchte gestreut hatte, verkaufte er die Finger einzeln zu einem guten Preis als Talisman an zwei Kaufleute aus Dortmund und an einen Brauereibesitzer aus Unna.

Langsam zerstreute sich die Menge. Einige sprachen überlaut von Gottes Gerechtigkeit, während andere betroffen schwiegen, denn wenn sie sich solch ein Spektakel auch nicht entgehen ließen, am Ende bereuten sie es dann doch. Manch einer brachte die Bilder nie wieder aus seinem Gemüt, nicht die todgeweihte Frau und auch nicht den Scharfrichter, den sie im Traum widersahen, ein starker und schwerer Mann mit einer blitzscharfen Axt in den Händen, die nur darauf wartete, niederzusausen. Der Früh- und Nachmittagsprediger von St. Viktor, als dritter Prediger mehr schlecht als recht entlohnt, ließ indes die in Ohnmacht gesunkene Dorothea zu sich tragen und

auf eigene Kosten durch den Medicus versorgen. Zwei Wochen später brachte er Dorothea auf Druck der Obrigkeit, die die Frau außerhalb der Stadtmauern sehen wollte, mit einem Karren, den er mit Hilfe eines Tagelöhners zog, zu einem erst seit Kurzem verlassenen Gehöft, gelegen im Ardeygebirge zwischen Schwerte und Dortmund, fast eine halbe Meile entfernt. Emilia, die inzwischen mit ihrem Bruder wer weiß wo gewesen war, trottete müde hinterher.

Es musste ihnen allen wie ein Wunder dünken, dass die arme Frau die Torturen überlebt hatte und sogar wieder zu Kräften kam. Ihr Verstand allerdings hatte Schaden genommen. Oft saß sie stundenlang vor ihrer Hütte und sah mit blöden Augen ins Nichts, während Emilia im Wald und auf den Feldern Nahrung suchte. Einige Male lief Dorothea den weiten Weg nach Dortmund und bettelte bei Wind und Wetter vor dem Neutor, die verstümmelte Hand fordernd jedem Reisenden hinstreckend. Am 24. Oktober des Jahres 1687 aber ging sie mit den Kindern nach Schwerte, das näher lag. Der im Schatten des Hüsingtores sitzende Torwächter, der zusammen mit dem Schreiber ein Bier trank und Gott einen guten Mann sein ließ, erlaubte ihnen ohne Weiteres, die Stadt zu betreten.

„Geh nur“, sagte er und spuckte ihr vor die Füße, „ist Markt heute, ist ohnehin viel falsches Volk da.“

Dann spuckte er noch einmal vielsagend in Richtung der neu erbauten katholischen Marienkapelle, nahm einen tiefen Schluck aus seiner Kanne und rülpste in dieselbe Richtung. Damit hatte er seiner Ansicht nach deutlich genug kundgetan, dass er ein aufrechter und rechtgläubiger Lutheraner ist, und selbst wenn niemand es gesehen haben sollte, so dachte er, Gott sieht ja doch alles.

Während Dorothea mit den beiden Kindern bettelnd über den Markt geht, ohne zunächst auch nur das kleinste Almosen zu bekommen, geraten in der offenen, ebenerdigen Halle des Rathauses und vor der unweit gelegenen Stadt-

kirche St. Viktor Einheimische und einige Fremde heftig in Streit. Zu Fuß waren diese, insgesamt etwa zwei Dutzend Männer, am vorherigen Abend hinter einem mit zwei kräftigen Pferden bespannten Wagen in die Stadt eingezogen und hatten bei den Reformierten Quartier gesucht und gefunden. Vereint waren sie dann nach kurzer Nachtruhe in den frühmorgendlichen Gottesdienst der Lutheraner gelaufen und hatten mit Zwischenrufen gestört, auf die der dritte Prediger, wenngleich tiefrot anlaufend, nur mit Schweigen reagierte, worauf die Fremden wieder abzogen. Einige Bürger, die sich aus religiösen Streitigkeiten wohlweislich heraushielten, wunderten sich nun, Stunden später die Szenerie beobachtend, dass noch nicht die Fäuste flogen. Unter den Neugierigen standen auch die beiden jüdischen Familienväter der Stadt, die nur den Kopf schüttelten und sich ihren Teil dachten. Auch Dorothea wurde neugierig, was denn da los sei, wer da so laut spreche, und drängelte sich, Heinrich am Rockzipfel, bis vorne zum Rathaus durch. Wäre sie in der Lage gewesen, die Reden, die an ihre verstümmelten Ohren drangen, nicht nur zu hören, sondern auch zu deuten, so hätte sie mitbekommen, dass es sich um durchreisende Breslauer Calvinisten handelte, die zu Studien bei ihren Glaubensbrüdern in Holland geweilt hatten und nun auf der Rückreise nach Schlesien ihren Glauben in die Städte trugen. Das aber begriff sie überhaupt nicht und hielt die Fremden, trotz des bescheidenen Habits, für reiche Kaufleute.

Dorothea ging endlich weiter und entdeckte den dritten Prediger vor der offen stehenden Kirchtür, durch die hindurch man die neue Kanzel und den Antwerpener Flügelaltar sehen konnte. Der Prediger hatte, breitbeinig den Weg in die Kirche sperrend, ungeduldig dem lauten Gerede eines der Calvinisten zugehört und erwiderte nun mit gepresster Stimme, die Kinder Gottes seien dazu bestimmt, Gutes zu tun, ansonsten das Wirken Jesu keinen Sinn gehabt hätte.

„Nun, was habt Ihr dazu zu sagen, Herr Calvinist!“, setzte er noch mit zusammengekniffenen Äuglein hinzu.

„Tut nur“, rief der Calvinist mit kräftiger Stimme, Dorothea gewahr werdend, „Eure guten Taten. Gott hat sein gerechtes Urteil über Euch bereits gefällt. Ihr seid in Eurer Verblendung nicht weniger schuldig als dieses Weib!“

Er blickte Dorothea streng an und wies mit dem Finger auf sie. Schnell tat diese daraufhin einen Schritt auf den Fremden zu und hielt ihm die verstümmelte Hand entgegen, und noch ehe der dritte Prediger eingreifen konnte, nahm der Calvinist die Bettelnde zur Seite und zog sie und den kleinen Heinrich, der den Rockzipfel auch jetzt nicht losließ, in die Gasse zwischen Kirche und Rathaus. Dorothea hielt noch immer ihre Hand ausgestreckt, doch der seltsame Mensch wollte nicht reagieren. Endlich aber packte er das Handgelenk der ehrlosen Frau mit seiner linken, griff mit der rechten in sein Kleid und beförderte einige Münzen hervor. Dann drückte er ihr laut zählend neun Geldstücke in die Handfläche. Der dritte Prediger sah sofort, es waren nur neun Deut, die der armen Frau nicht viel weiterhelfen würden. Auch der Calvinist wusste das natürlich, nahm aber trotzdem eine gewichtige Pose ein und schleuderte dem Lutheraner sein „Sola gratia, nur durch die Gnade Gottes wird der Mensch errettet werden“ entgegen, so als sei dies einem Protestanten, gleich welcher Couleur, gar so fremd. Kaum hatte er das ausgerufen, drehte er sich, Dorothea stehenlassend, auf dem Absatz um und eilte in Richtung Brücktor, gefolgt von seinen Glaubensbrüdern, die sich von ihren Gegnern ohne ein weiteres Wort abwandten. Dorothea starrte derweil auf die neun Münzen in ihrer Handfläche. Wirr und seltsam lächelnd blickte sie umher, doch niemand achtete auf sie, nur der kleine Heinrich blickte sie offenen Mundes von unten an. Der dritte Prediger nahm derweil den seltsamen Abgang innerlich fluchend als Kapitulation seines Geg-

ners. Noch vor Tagesanbruch verließen die Calvinisten, argwöhnisch beobachtet von zwei Ratsherren, die die Abreise zu beglaubigen hatten, die Stadt durch das Ostentor und zogen mit ihrem Wagen in die Berge hinein Richtung Iserlohn.

Am frühen Morgen, gut zwei Stunden nach der Abreise der Breslauer, fand der Kaufmann Thorbecke, der oft zeitig auf den Beinen war, um ein paar Minuten des Tages für sich zu haben, den dritten Prediger ohne Bewusstsein und mit zerschlagenen Knochen auf dem Friedhof hinter der Kirche. Die Angelegenheit sorgte für einiges Aufsehen. Die Schichtmeister trafen sich umgehend und berieten, was zu tun sei. Die Tore wurden bis zum Abend verschlossen gehalten, denn man suchte den Täter auch unter den Einheimischen, selbst wenn viele die Breslauer Calvinisten verdächtigten. Anhaltspunkte fanden sich jedoch nicht, niemand hatte etwas bemerkt. Der Prediger selbst konnte sich an nichts erinnern, nur dass er von hinten niedergeschlagen worden war, feige von hinten, das sagte er immer wieder.

Siebenhufen

Johann Bernd der Ältere, Kohlgärtner seines Zeichens, legt das linke Ohr an die Tür seines kleinen armseligen Hauses in Siebenhufen, einer der Vorstädte Breslaus. Er ist eben zurück aus der Stadt an diesem letzten Märztag des Jahres 1676. Über Nacht hatte es noch einmal strengen Frost gegeben, so als wolle der Winter einen letzten Gruß senden. Und nun steht er da und friert wie ein Schneider, betrunken wie er ist. Die Hebamme musste wohl, überlegte er, seiner Frau inzwischen Bier oder Brantwein eingeflößt haben, denn Elisabeth, die alle Elisa nennen, fluchte nur noch leise vor sich hin. Manchmal klapperte etwas dort drinnen, ab und an ein Jaulen wie von einem Köter, dem man in die Seite tritt, dann wieder nichts oder nur seinen Namen, Johann. Was hat sie mich nicht verflucht in den letzten Monaten, dachte er. Nicht etwa Gott oder die Kirche oder Jesus Christus hatte sie mit Flüchen belegt, nein, sie verflucht, denkt Johann, immer nur mich. Weil ich sie durch meine Wollust in diesen Zustand gebracht habe. Er lachte bitter auf.

„Dabei ist es doch Gottes Wille, Kinder in die Welt zu setzen“, murmelte er vor sich hin, während er um die Ecke geht zum Pinkeln, denn dass ein Mann auch im fünfzigsten Lebensjahr den Wunsch in den Eingeweiden spürt, mit seiner noch jungen Frau ein Kind, einen Sohn zu zeugen, darin konnte er beileibe nichts Falsches sehen.

„So hat Gott uns erschaffen“, lallt er, die Hosen wieder zubindend und entschlossen zurückstampfend, „oder etwa nicht!“

Vollkommene Stille ist eingetreten. Nichts mehr ist aus dem Innern zu hören. Er legt das Ohr wieder an die Tür, zuckt aber sogleich zurück.

„Verflucht sei der Hund von einem Schreiner, der Papis-tenbock“, böllt Johann los und zieht einen kleinfingerlangen Splitter aus seinem Ohrläppchen. Jammernd läuft er ein paar Schritte, gerät auf eine zugefrorene Pfütze und gleitet aus. „Zum Teufel“, schreit er und versucht sogleich, wieder auf die Beine zu kommen, schlägt aber wieder hin. Betrunken ist er, in dieser Schenke war er gewesen, die ein junger Kerl aus dem Welschland betreibt. Wohin hätte er sonst gehen sollen! Er dreht sich, kommt auf die Knie, auf die Füße, steht endlich, die Arme wie kaputte Windmühlenflügel in die Luft werfend, dann aber rutscht er mit beiden Füßen gleichzeitig weg und knallt auf den Hinterkopf. Benommen bleibt er liegen. Ein Sausen in seinem Schädel, Sterne sieht er und kein Mensch in der Nähe, ihm zu helfen. Naja, denkt er also, wenn ich schon nicht wieder auf die Beine komme, müde wie ich bin, warum nicht ausruhen, bis die Frau das Balg geboren hat? Ja konnte denn nicht jeden Augenblick die Tür aufgehen und es käme statt einer Schlampampe von Hebamme ein würdiger Herr heraus, ihm seinen Sohn zu bringen!

„Nicht so eine Schlampampe“, beginnt er laut zu singen, „so schmutzig Weib, wohnt in den Winkeln und stiehlt Männern die Zeit! Kämmt nicht die Haare, voll Flecken das Kleid, halte dich ferne, sonst tut es dir leid! Ha!“

Ich hätte Dichter werden sollen, denkt er und sieht blinzelnd in Richtung Tür, und tatsächlich steht da plötzlich wie aus dem Boden geschossen ein Mann, der etwas in den Armen hält und ihn mit wohltönender Stimme anspricht. „Es ist dir ein Sohn geboren worden“, sagt der Mann, „ein prächtiges Kind, wie ich es mir prächtiger nicht wünschen kann.“

Und der fremde Herr legt ihm das Kind, eingewickelt in eine golddurchwirkte Decke, in den Arm, ein schönes Kind, ja, das sieht der stolze Vater sofort. Es lächelt ihn an. Auch der würdige Herr lächelt, nein, er lacht sogar, lacht schallend, seine Augen blitzen geradezu. Und sind da nicht

Hörner auf seinem Kopf zu erkennen! Das Lachen schwillt weiter an, auch das Kind scheint zu lachen. Und hat nicht auch das Kind, sein Kind, sein Sohn, Hörner, Teufelshörner, Satanszacken? Es lacht hell und schrill, der alte Johann will sich die Ohren zuhalten, doch er hat ja das Kind in den Armen. Endlich aber hält das Balg inne. Besorgt sieht es ihn an.

„Vater, Vater, wie ist dir?“, sagt es schließlich.

Ihm treten Tränen in die Augen. Sein Sohn spricht mit ihm, nennt ihn Vater, liebster Vater.

„Ich habe einen Sohn“, ruft er, „ich habe einen Sohn! Einen Königssohn!“

Endlich gelingt es Elisabeth und Johann, den Vater hochzuheben und ihn in das Haus eines Nachbarn zu bringen. Die Wunde am Kopf muss versorgt werden, aus der nun immer mehr Blut austritt und in einem stetigen Rinnsal dem Vater, der leise vor sich hin jammert, in den Kragen läuft. Von der anderen Seite der Gasse her ist gedämpft ein Schreien zu hören.

„Bleib hier“, sagt Johann zu seiner Schwester, „der Vater braucht uns, er ist durchfrozen und blutet.“

Elisabeth nickt und murmelt ein Gebet wider den Teufel, der im Vater wütet und der auch der Mutter zusetzt. Die Geschwister sehen sich wissenden Blickes an, sagen aber nichts. Schließlich finden sich im Haus ein paar saubere Lappen, die sie dem Vater um den Kopf binden, der dann aber, kaum ist das getan, mit einem Ruck aufsteht, hinaus will er, Schnaps verlangt er.

„Zum Teufel“, schreit er, als er mit dem Krug in der Hand in die dämmerige Gasse hinaus torkelt, „will denn die Brut nicht hinein in die Welt! Will sie nicht?“

Bereits am gestrigen Tage war mit der Niederkunft gerechnet worden. Die Wehen hatten eingesetzt, ebten dann jedoch wieder ab. Man legte die Schwangere zu Bett und

versuchte sie zu beruhigen, doch je weiter die Nacht vorschritt, desto mehr litt sie Schmerzen. Selbst die Fußfesseln schwellen an und ebenso die Handgelenke, die Ohren, die Augen, der Kiefer, alles tat ihr empfindlich weh, ja der ganze Körper wurde überschwemmt von Wellen des Schmerzes. Sie erbrach das Wenige, das sie zu essen vermochte, selbst das Bier kotzte sie gleich wieder aus. Die Hebamme, eine trotz ihrer jungen Jahre recht erfahrene Frau, die ihren Mann kurz zuvor im Krieg verloren hatte und selbst schwanger war, tat ihr Bestes. Sie fuhrwerkte schwitzend und vor sich hinmurmeln hin und her, stellte Elisa immer wieder auf und versuchte mit Reiben und Streicheln, mit Heben und Ziehen die Geburt einzuleiten. „Das Kind lebt“, ruft sie unentwegt, „es bewegt sich!“ Schließlich aber sagt Elisa selbst, sie werde sich nicht eher wieder zu Bett legen, bis das Kind heraus sei. Mit vereinten Kräften stellt man die Schwangere aufrecht an einen Pfosten. Die Hebamme befühlt den prallen Bauch, horcht mit dem Rohr, drückt Elisabeth sorgsam in die Hocke und greift mit zusammengeschobenen Fingern tief in die Vulva hinein. „Hoffen wir auf Gott“, sagt sie.

Da also stand Elisa nun an einen Pfosten gelehnt mitten in der Stube, während ihr besoffener Mann in der Dunkelheit vor dem Hause wartete und lauschte, ob denn nicht endlich das Kind heraus sei. Am frühen Morgen schon hatte er bei Eiseskälte, stocknüchtern noch, hier gestanden, sechs oder sieben Nachbarinnen drinnen in seinem Haus, aus dem er selbst ausgesperrt war. Erschöpft und geistesabwesend kamen sie heraus, um Wasser zu holen oder ein wenig Luft zu schnappen. Ein Schwall Wärme quoll aus der Türöffnung, ein scharfer Geruch nach Schweiß und Kotze. Alle sahen ihn böse an und sagten kein Wort. Und da war er eben nach Breslau in eine Schenke gelaufen, statt in der Kälte zu warten. Es ist nicht

meine Schuld, hatte er gedacht, dass eine Frau unter Schmerzen gebären muss, es ist der alte Adam, der die Sünde in die Welt gebracht hat. Keine ihrer Geburten aber war so schwer verlaufen. Niemals waren die Schmerzen so stark gewesen. Und je länger eine Geburt andauerte, desto mehr schwoll das Gerede in Siebenhufen an, das Kind sei womöglich vom Teufel besessen, eine Nottaufe nötig, die die Hebamme vornehmen müsse, wenn es tot zur Welt käme oder gar schon, bevor der kleine Leichnam aus der Frau herausgezogen wurde. So redeten die Leute, das hatte er selbst oft gehört. Aber auch seine eigene, innere Stimme war jetzt schrill und böse, denn wie sollte er wissen, was es zu bedeuten hatte, dass seine Frau nicht niederkam.

Er konnte sich gut an die Nacht erinnern, in der er das Kind zeugte. Tagsüber hatte es Streit gegeben, wie so oft, es ging um Johann, der Kretschmar werden wollte mit seinen bald sechzehn Jahren. Die Mutter sagte, ein Säufer in der Familie sei genug, sie erlaube es nicht, dass ihr Sohn sein Leben im Wirtshaus zubringe. Am Ende hatte man sich wieder vertragen und ein Gebet gesprochen. Als aber alles bereits schlief und schnarchte, nicht nur seine Frau, sondern auch der Sohn und die vier Töchter, da stiegen in ihm Gedanken auf, die seine Wollust steigerten. Er betete, es möge nicht nur die Schwüle der Luft sein oder eine Versuchung des Teufels, die sein Glied aufrichtete und pulsieren ließ. Aber nachdem er leise noch ein weiteres, langes Gebet wider den Teufel und die Wollust verrichtet hatte, die sich dadurch aber noch zu steigern schien, schlich er im grauen Zwielficht in die Kammer und holte das Beischlaflaken. Seit Jahren war es nicht benutzt worden. Sich das Hemd über den Kopf ziehend weckte er seine Frau und bedeutete ihr, sie möge sich bereithalten. „Glaube mir, liebe Frau“, flüsterte er, „Gott der Herr gab mir einen Fingerzeig.“

Er half ihr das Hemd auszuziehen und legte das Laken über sie, so dass unten die Füße herausragten und oben der Kopf. Dann suchte er die kleine Öffnung, führte sein Glied hindurch und drängte hinein. Doch er bemerkte den Schmerz, den er ihr bereitete, löste sich und schlich wie ein Satyr, nur mit seiner Männlichkeit bewaffnet, durch das wie mit angehaltenem Atem verharrende Haus. Er suchte eine Weile tapsend an der Feuerstelle herum und fand endlich den Krug mit Schmalz, schlich zurück und reichte das Gefäß seiner Frau. Es ist, dachte er des Morgens beim Erwachen, wirklich viel Wollust in mir gewesen, und mochte es am Schmalz gelegen haben oder daran, dass er kein junger Mann mehr ist, es wollte zu keinem Ende kommen. Er fuhr ein und aus, wieder und wieder, er geriet in Schweiß, kaum noch spürte er sein Glied. Er glühte am ganzen Leib. Aber auch Elisabeth geriet in Hitze, strampelte das Laken von sich und starrte ihn im Dämmerlicht an wie ein waidwundes Tier. Schmerzhaft gruben sich ihre Fingernägel in seinen Rücken. Die Geschwister indes lagen lange schon wach und lauschten erregt und ängstlich. Elisa war bald nur noch ein einziges langgezogenes, auf- und abschwellendes leises Jammern, sie vermochte sich nicht zu wehren gegen das Zittern und Wogen in ihrem Leib, gegen das Aufbranden all der Glut, und erst als sie wie besinnungslos auf ihn einschlug, mit den Fäusten auf seinen Hintern und Rücken, entlud er endlich, japsend und kehlig, als täte er seinen letzten Atemzug auf Erden.

Hatte nicht der Teufel feixend an ihrer Bettstatt gestanden in dieser Nacht und sich die Hände gerieben, dass ihm so unverhofft zwei Seelen geschenkt werden, oder gar drei? Das Laken verbrannte Elisa am nächsten Tag vor aller Augen. An den Abenden lief sie in die katholische Kirche vor dem Nicolai-Tor, die Siebenhufener waren ungeachtet ihrer Religion in die nächstgelegene Kirche eingepfarrt wor-

den, um inbrünstig zu beten. Bald aber ging sie jeden Morgen bis zum Schweidnitzer Tor, um dort in St. Salvador, der Kirche für die Kräuterdorfer südlich der Stadt, mit dem Prediger zu sprechen, der ihr zuhörte und Trost zusprach.

Das alles fiel ihm wieder ein, als er mit seinem dicken Verband um den Kopf und dem fast leeren Krug in der Hand wieder vor der Tür seines Hauses stand und lauschte. Nichts war zu hören. Der Gedanke, seine Frau könnte tot sein, tauchte plötzlich wie aus einem Hinterhalt in ihm auf. Das war, Gott möge ihm verzeihen, schon oft sein Wunsch gewesen. Der Zank hatte in letzter Zeit überhand genommen, und wenn sie einmal damit aufhörte, ihn zu beschimpfen wegen seines unrechten Glaubens oder weil er mal ein Gläschen Schnaps trank oder seine Zeit mit Kartenspiel verbracht hatte, dann prügelte sie stattdessen heulend auf ihn ein, ohne ein Wort zu sagen. Er würde sie begraben, dachte er, in ihrem sechsunddreißigsten Lebensjahr. Aber das Kind, das Kind sollte leben, wenn es denn einen Gott gibt.

Die Wunde unter dem Verband begann empfindlich zu schmerzen. Inzwischen war es ganz dunkel geworden, man sah die Hand vor Augen nicht. Manchmal erschien am ein oder anderen Ende der Gasse ein schwaches Licht, ein Nachbar kam zu ihm mit einer Ampel in der Hand, um ihm Mut zuzusprechen.

„Gott wird's schon richten“, sagten die meisten, aber es hörte sich nicht sehr überzeugt an. Sein Sohn und die vier Mädchen waren wohl, nach allem was er mitbekam, zum Dom jenseits der Oder gelaufen, um zu beten, aber da es eine katholische Kirche ist, überlegte er, wird es nicht helfen können. Doch vielleicht war das Unsinn, wer begriff schon die Unterschiede. Er nahm einen letzten Schluck aus dem Krug und setzte sich auf die Türschwelle. Ja, ein

Gebet, das die Frau zum Teufel schickte, ihm aber das Kind ließ, das bräuchte er! Dann sackte er langsam in sich zusammen und nickte ein.

Johann schreckte hoch und blinzelte ins dämmerige Licht. Eine der Nachbarinnen öffnete die Tür und stieg über ihn hinweg. Sie verschwand im Haus gegenüber und kam nach einer Weile mit einem Eimer heißen Wassers zurück. Mühsam rappelte er sich hoch und öffnete die Tür. So trat Johann über die Schwelle und tat unwillkürlich drei, vier Schritte ins Haus hinein, gebückt und hin und her wankend wie auf Deck eines Schiffes im tollsten Sturm. Die Augen zusammengekniffen und den Kopf vorgereckt, versuchte er im diffusen Schein zweier Laternen, die von der niedrigen Decke hingen, etwas zu erkennen. Die Frauen standen im Kreis, das erkannte er, sie umfassten mit festem Griff Elisa in ihrer Mitte, breitbeinig auf den Fersen stehend und mit nach hinten gelegtem Oberkörper auf und ab bebend, während die Hebamme zwischen ihren Beinen auf dem Boden hockte und mit beiden Händen rhythmisch auf die Oberschenkel der Gebärenden einhieb. Der Leib, an dem ein altes Nachthemd klebte, als sei es graue und zerschlissene Haut, war angeschwollen, das Haupt der Frau krebsrot, das Haar wirr und verklebt. Voller Angst wollte Johann, als er sie so sah, das Weite suchen und den Teufel nicht sehen, den sie gebären musste, doch er konnte den Blick nicht wenden, so sehr er sich auch entsetzte. Da drehte Elisa den Kopf zu ihm und sah ihn an. Etliche Minuten schienen zu vergehen, während das seltsame Wesen in ihr sie weiter zucken und beben ließ und die Frauen sie hielten, schweißgebadet auch sie. Böse war Elisas Blick, abgrundtief böse, nie wieder würde ein Mensch ihn so ansehen, das wusste Johann, und plötzlich kam mit einem Male ein Laut aus ihrer Kehle, leise erst, brüchig, knatternd, dann schrie sie, schrie, wie sie nie geschrien hatte, ja es brüllte aus ihr heraus, wie der Verderber selbst schrie

und schrie sie, und dann endlich, endlich, griff die Hebamme energisch zu und hatte den Kopf des Kindes in Händen. Und nun ging alles sehr schnell. Die Abnabelung, der Schrei, Odem des Lebens, während Johann noch immer wild starrend und bebend mitten im Raum stand. „Ein Sohn, es ist ein Knabe“, das hört er dann noch jemanden sagen, bevor er einfach umfällt und mit dem Kopf gegen einen Pfosten schlägt.

Auszug aus „Scheerbart / Hologramm Unterhaltungsroman“

I

Der Punkt ist folgender: Ich habe den Schreibtisch ohne mit der Wimper zu zucken ans Fenster gerückt. Die U-Bahn rattert als Hochbahn vorbei. Wer aus dem U-Bahn-Wagen rausguckt, kann mich sehen. Gäbe es noch so etwas wie Steckbriefe an jedem Zaun und jeder Laterne, ich wäre sicher längst verhaftet. Der Wachtmeister stünde vor meiner Wohnungstür, er wisse genau wer ich sei und dass ich ihm nicht entwischen könne. Widerstand sei zwecklos. Natürlich schlage ich ihm die Tür vor der Nase zu und entfliehe, Balkon über Balkon, auf's Dach. Stell' ich mir so vor. Dabei findet sich nirgends mein Name, weder auf dem Klingelschild oder dem Briefkasten noch an der Tür. Nur Marie-Louise weiß über alles Bescheid, über mich, mein Dasein und meine Geheimnisse. An lauen Abenden wie diesem liegt sie mit einem Frotteeschlüpfer bekleidet auf dem Futon hinten in der Ecke und liest Bücher über Otto Müller, Anselm Kiefer, Louise Bourgeois, Rosemarie Trockel und Pipilotti Rist. Ich frage, was diese seltsame Auswahl denn bedeute. „Eine Art Bogen“, sagt sie aus der Tiefe des hinter mir liegenden Raumes, „von der Vergangenheit zur Gegenwart.“ Ich überlege kurz. „Laut Samuel Beckett“, sage ich, „lässt sich über die Vergangenheit am besten in Form des mythologischen Präsenz sprechen.“ Marie-Louise sagt nichts dazu, wie immer, wenn sie denkt, ich redete Blödsinn. Doch Gegenwart und Vergangenheit hin oder her und welche Zeitform auch immer, Tatsache ist, dass wir nun in dieser Ein-Raum-Wohnung Unterschlupf gefunden haben. So eine typische mit einem schlauchartigen Klo. In der Küche eine Pumpdusche mit Plasteschiebetüren. Funktioniert tadellos. Fünf Minuten Warmwasser. Der Flur ist klein und besteht nur aus Tü-

ren. Der Wohnraum vier mal fünf Meter mit Balkon zur Schönhauser Allee. Auf dem zehnmal am Tag Marie-Louise, die Zigarette nachdenklich auf Stirnhöhe. Eine zarte Person. So könnte man denken. Doch wer so denkt, täuscht sich. Aber das nur am Rande. Wir haben übrigens noch so einen orangebraunen Kachelofen, der jetzt im Sommer still vor sich hin sinniert und im Dunkeln manchmal säuselt, damit wir ihn nicht vergessen. Einziges Zeichen der Moderne ist der Router im Flur. Wir leben ziemlich spartanisch. Marie-Louise hat die Wohnung für uns gefunden. Eines Tages kommt sie, ich weiß es noch als sei es gestern gewesen, über das ganze Gesicht strahlend ins Café gelaufen, rückt einen der wackeligen, unbequemen Kaffeehausstühle genau in den Weg zu den Toiletten, setzt sich und legt ihre bloßen, ziemlich dreckigen Füße in meinen Schoß. Sie trägt nicht gern Schuhe. Sie habe einen Eigenbrötler kennengelernt, sagt sie laut, worauf ich leise zurückfrage, ob ich richtig verstanden hätte. Eigenbrötler? „Wir können seine Wohnung haben, er zahlt Miete, Strom, Flatrate und so weiter. Wir überweisen den Gesamtbetrag.“ Ich bin skeptisch und frage, ob es da nicht weitere Gegenleistungen gäbe, worauf mir Marie-Louise erklärt, sie habe eine Tante in Ipsach mit Einliegerwohnung, Garten und ein paar Hunden. Der Eigenbrötler habe mit der Tante telefoniert und sei auch schon fort, gleich mit dem nächsten Zug. Sie grinst breit und drückt ungeniert ihre Zehen in meine Weichteile. Was mag das für eine Tante sein, überlege ich. Doch noch bevor ich weiter fragen kann, springt Marie-Louise auf die Füße und ist auch schon wieder weg. Auf dem Tisch, halb unter meinem Buch, liegt ein Zettel mit der Adresse, dem Namen auf dem Klingelschild, F. Jung, und einer Uhrzeit, 20 Uhr 30. Die Einzugsdaten. Erleichtert sehe ich mich im Café um. Endlich gehören wir dazu! Mein Blick trifft sich mit dem der jungen Bedienung im froschgrünen Kleid. Sie lächelt. Ich bin der mit den vielen Büchern und dem Kamil-

lente. Der mit der Frau mit den bloßen Füßen. Was sie nicht weiß, dass wir bisher fast jede Nacht woanders schlafen. Mal umsonst, mal gegen ein paar Euro. Meist auf einer Schlafcouch oder in der Küche auf dem Boden, manchmal auch im Atelier irgendeines Künstlers in Weisensee, wenn da nicht grad übelriechende Chemikalien aufwendig hergestellte Kunstwerke zerfressen. Der neueste Schrei auf dem Kunstmarkt. Sozusagen Edvard Munch auf die Schnelle. Man hat ja keine Zeit mehr, heutzutage, denke ich jedes Mal, wenn ich mir mit gespielter Interesse den Kram ansehe. Nun aber Wohnen. Ein Dasein. In den Prenzlauer Bergen! Ich bestelle zur Feier des Tages einen weiteren Tee, klappe aber schließlich das Buch zu, lehne mich gemütlich zurück und betrachte die Bedienung. Sie ist ein paar Jahre jünger als ich. Sie heißt Nadja. Das Kleid reicht ihr bis Mitte der muskelgestählten, braungebrannten Oberschenkel. Beugt sie sich nach vorne, um das Tablett mit leeren Gläsern und Tassen über den Tresen zur Spüle zu schieben, deutet sich unter dem groben, festen Stoff ihr Hintern an. „Seht her“, sagt er jedes Mal, „wie wohlgeformt ich bin, wie schön!“ Schön aber ist vor allem der blonde Flaum auf ihren Beinen im abendlichen Gegenlicht. Als ob ein leichter Wind hindurchginge. In Gedanken streichele ich zart ihre Schenkel. Sie lächelt mich an, als habe sie meine Gedanken erraten. Marie-Louise errät nie etwas. Sie ist Künstlerin auf dem Weg zum Erfolg. Manchmal, wenn ich mir ihr geschäftstüchtiges Tun so ansehe, denke ich, das Leben ist ohne jede Poesie. Und dabei war vor nicht einmal hundert Jahren sogar der technische Fortschritt die poetische Antwort auf alles Nichtpoetische. Oder etwa nicht! Es gab Tote. Sicher. Aber das ist immer so. Doch die Lebenden ließen sich nicht beirren. Heute, ein Jahrhundert später, ist der Mensch der Sklave alles Technischen. Die Menschen sind stumm, taub und tumb gegen alles Besinnen. Das ist die traurige Wahrheit. Nur gelehrt wird sie noch, die Poesie, in Kübel hinein. Am

Ende ist alles Kalauer. So wie mein Untergetauchtsein eine Kalauerei ist. Man kann das übertrieben finden. Niemand aber kennt mich hier im Haus, so wie auch niemand F. Jung kannte. Das ist die Hauptsache. Die Leute im Treppenhaus nicken mir zu, wie sie jedem zunicken, und sagen *Hello*, fast alles us-amerikanische Jungs und Mädels, boys and girls, die von ihren reichen Eltern zum Hörnerabstoßen nach Berlin geschickt worden sind. *Theme Park Berlin*. Die zahlen jede Miete. „I’m Goofy, it’s my nickname“, säuselt mir einer in kurzen Hosen und Sneakers gleich am ersten Tag auf halber Treppe zu, der mal abgesehen von der fehlenden schwarzen Hundenase in der Tat so aussieht wie der lange doofe Kumpel von Mickey Mouse. „Hey“, sage ich, „I’m Arno, nice to meet you, and I’m so glad, und da bin ich sicher nicht der Einzige, dass ihr jetzt anderswo die Zivilisten bombardiert. Echt nett, die Leute einfach nur lebendig aus dem Kiez zu vertreiben. Thank you for that!“ Er lacht verkniffen, läuft die Treppe hoch, schließt hastig seine Wohnungstür auf und weg ist er. Der Hundsfoff! Oder habe ich mir das nur ausgedacht? Das mit dem Amerikaner? Unter uns wohnt jedenfalls Frau Stein. Sie ist schon älter und schwerhörig und dreht am Sonntagmorgen den Fernseher voll auf, wenn die Messe läuft. Keine Ahnung, ob protestantisch oder katholisch. Es wird gesungen und gebetet. Sie hat mich aber gleich gefragt, als sie mich zum ersten Mal sah, ob das in Ordnung sei. Ich sagte ja, klar, und seitdem beben jeden Sonntag ab halb zehn die Dielen unter unseren Füßen, mal in Orgel, mal in Trompete, mal mit Chor, mal ohne. Ihre ältere Schwester, das erzählte sie noch, wohne seit Jahrzehnten in Prag, schon zu Ostzeiten, und sei inzwischen auch schwerhörig, also schreibe man sich eben wieder mehr Briefe statt zu telefonieren. Eine nette ältere Dame ist das. Sie lässt uns in Ruhe, von der Messe mal abgesehen. Marie-Louise sagt, die eine Woche ist es ein evangelischer, die andere ein katholischer Gottesdienst, ob ich das denn

nicht unterscheiden könne! Da hat sie einen Wissensvorsprung, wie es aussieht. Ich drehe den Kopf und sehe sie an, wie sie da so im Schein der Stehlampe in einem Buch liest, der nackte Bauch wirft ein paar feine Speckfalten und die linke Brust liegt auf ihrem Oberarm wie zur Ruhe gebettet, das linke Bein ist ausgestreckt, das andere angewinkelt. Eine kleine dürre, unscheinbare Person, in die ich mich da verliebt habe. Für die Arbeit aber steckt sie ihre Füße in plumpe Pumps, und die machen aus ihren Kinderbeinen stramme Frauenbeine. Der Hintern hebt sich. Die gut zehn Kilometer zur Universität der Künste fährt sie mit dem Rad. Ihre Baseler Professorin hat ihr die Stelle vermittelt, um die Abschlussprüfungen zum *Master of Arts in Fine Arts* gleich mal mit der Praxis zu verbinden. So läuft das. Auf jeden Fall hat sie eine feste, seriöse Stelle für zwei Semester, für mich Grund genug, mein gesamtes Geld auf ihr Konto zu überweisen. Sinn der Sache ist, nirgends mehr aufzutauchen, kein Konto zu haben, keine Steuernummer, keine eigene Mobilfunknummer und so weiter. Für etwaige Krankheitsfälle kennt Marie-Louise in Berlin einige Ärzte verschiedener Fachrichtungen. Anwälte übrigens auch, so als Schweizerin aus Bern ist das normal. Überhaupt hat sie einen ganzen Haufen Verwandte im großen Kanton im Norden. Bis rauf nach Karlsruhe und darüber hinaus. Hat sie mir alles sofort erzählt, als wir uns kennenlernten in Basel. Vor einem Jahr. Jetzt bin ich hier, *wir* sind hier, Berlin, Prenzlauer Berg, Schönhauser Allee, Vorderhaus, zweites Obergeschoss. Gut achtzig Kilometer entfernt von dem Ort, an dem das groß angelegte Kunstprojekt namens *Amphitryon Komplex* seinen Platz hat. Was das ist? Gute Frage. Doch ich bin nur der Unwissende, der Übertölpelte, in jedem Fall aber eine Figur am Rande, die nicht eingeweiht war. In was eingeweiht? Die entscheidende Frage! Es kommt vor, dass ich tagelang nicht an Alkmene, Karl und Max oder an Amphitryon denke. Irgendwann, so aus der schönsten Entspan-

nung heraus, kommt es mir aber immer wieder hoch und ich sage zu Marie-Louise, dass wir vorsichtig sein müssen. Unruhig werde ich und stehe auf, gehe herum, blase Zigarettenrauch auf den Schreibtisch und beobachte mit zusammengekauerten Zähnen, wie das zarte Gespinnst samtig und weich darüber hinwegrollt. So auch jetzt. „Ich kann mich in Bad Wutzenwalde jedenfalls nicht mehr blicken lassen“, sage ich, „da bin ich bekannt wie ein bunter Hund, das ist ein winziges Städtchen, da gibt es nichts weiter als die Bäckerei, die Fleischerei, die Post in einem Fernfachgeschäft, ein Bootsverleih und ein Moorbad am Stadtrand“, so sage ich, worauf Marie-Louise den Mund spitzt und sagt, dass man in Bad Wutzenwalde weder sie, Marie-Louise, „noch deinen Zwillingbruder kennt! *Den nicht!*“, worauf ich wieder sage, ich hätte aber keinen. Sie schweigt und wartet, bis bei mir der Groschen gefallen ist. Sie lacht. „Nicht dein Ernst, oder?“, sage ich. „Doch! Mein voller Ernst!“, so wieder sie, „du bist in Bad Wutzenwalde auf der Suche nach deinem Bruder, deinem Zwilling, irgendwas Wichtiges steht im Raum, da fällt uns schon was ein.“ Ich war ganz baff, bin es noch und bekomme Schweißausbrüche, wenn ich über die Sache nachdenke. Wir arbeiten daran. Ich an mir vor allem. Ich muss nämlich, soll die Sache, die Aufdeckung des Geheimnisses um das Kunstprojekt, durchgezogen werden, schauspielern. Mich selbst spielen, meinen Zwillingbruder spielen. Geheuer ist mir das Ganze nicht. Ich mache mir eher zu viele Gedanken als zu wenige. Fragen tauchen auf, mehr als mir lieb sind. Was zum Beispiel wissen die Zwillingbrüder jeweils vom anderen, was wissen sie *nicht*, in welchen Punkten täuschen sie sich? Was weiß der eine sicher? Und was weiß der andere über ihn? Wichtige Fragen, ohne Zweifel! Und wenn ich tatsächlich auf dem Gutshof bin, denn da muss ich hin, will ich etwas herausbekommen, verrate ich mich, der ich ja eigentlich nur Arno bin, dann nicht, wenn ich Dinge allzu selbstverständlich tue? Einen versteckten

Lichtschalter betätige zum Beispiel. Oder eine knarrende Stufe wie selbstverständlich meide. Marie-Louise sagt, ich dächte zu viel nach, worauf ich erwidere, sie kenne Alkmene nicht, die sei das Misstrauen in Person. Und wer wisse schon, ob sie nicht in Wirklichkeit eine ganz andere ist als die, die ich zu kennen meine. Was, wenn sie die Künstlerin nur spiele? „Immerhin“, so sage ich abschließend zu Marie-Louise, sie wird unruhig, ihre Augen flackern schon, „haben wir nun diese Wohnung.“ Sie nickt, holt tief Luft und vertieft sich wieder in ihre Bücher. Ja, denke ich, die Hochbahntrasse wieder in den Blick nehmend, die Wohnung als sicherer Hafen, sozusagen als unser Hauptquartier. Das ich allerdings kaum verlasse. Sicher, Berlin ist groß genug, um nicht an jeder Ecke in einen Bekannten zu rennen, dennoch aber bin ich während der Zeit, die ich tagsüber im Café verlebe, lesend, meinen Tee trinkend und von Nadjas muskulös-flaumigen Oberschenkeln träumend, einmal auch erkannt worden. Von Eduard Raban. So schnell geht das. Er setzte sich umstandslos zu mir an den Tisch und begann ein Gespräch. Als sei ich nie fort gewesen. Es machte fast hörbar *wusch* und ich war wieder der von früher, der Kerl vor der Amphitryon-Sache. Ich sah ihn an. Das runde, böhmische Gesicht, die Nickelbrille, die kurz geschorenen blonden Haare als Kranz um die Glatze, das karierte, weit aufgeknöpfte Hemd, die schmalen Lippen, das charmante Lächeln. Ohne Zweifel Eduard! Er erzählte von seiner kleinen Wohnung in Prag, fast immer an Touristen vermietet, und dann schreibe er natürlich noch. Und so weiter. Ein Mensch, dachte ich immer wieder, ein Mensch, ein richtiger Mensch! Ich winke einmal kurz der U-Bahn auf ihren Stelzen zu. Wie so oft sind Kinder zu sehen, die auf den längs der Fahrtrichtung eingebauten Sitzbänken der U 2 knien und, den Kopf in beiden Händen, in die Welt hinausstieren. Zum Winken ist eigentlich keine Zeit, es geht zu schnell, und ein Zurückwinken kann überhaupt nicht

gelingen. Die U-Bahn ist zwischen zwei Stationen und hat Tempo. An den Türen stehend Erwachsene. Manchmal stelle ich mir vor, Alkmene stünde dort und sieht mich eine Sekunde. Was würde sie tun? Stünde sie binnen zehn Minuten vor meiner Tür? Ginge sie wie eine Furie auf mich los? Oder drohte sie mit irgendwelchen Anwälten? Zuzutrauen ist ihr alles. Sie hat eine Menge zu verlieren, wenn ich denn recht habe mit meinen Vermutungen. Meinem Verdacht. Ich habe übrigens keine Ahnung, ob Amphitryon (ich bleibe bei den Projektnamen) leibhaftig zurückgekommen ist auf den Gutshof. Ich weiß es nicht. Womöglich ist er von Basel aus nach Italien. Ist fort. Egal wohin. Ich aber werde nun auf jeden Fall, will ich etwas herausbekommen wollen, wieder hin müssen nach Bad Wutzenwalde, dorthin, wo ich drei Jahre lang Teil dieses Projekts war. *Amphitryon Komplex*. Groß aufgezogen, als das Fördergeld floss, vor allem von der *Eric und Olja Kübler-Balgbüttel Stiftung*. Eine gute Idee, die ganze Sache, so dachte ich ganz zu Beginn und lange noch. Mit Herzklopfen hatte ich den Vertrag unterschrieben, in einer Kneipe in Kreuzberg, und fröhlich mit allen angestoßen. Ich war guter Dinge, damals. Alle waren guter Dinge. Jetzt aber sage ich in den Raum hinein, noch habe es keine Toten gegeben, aber das sei nur eine Frage der Zeit. Marie-Louise erwidert, ohne aufzublicken, ich übertriebe maßlos und nähme die Sache zu ernst. Ich wende meinen Blick wieder dem Hochbahnviadukt zu. Immer, so denke ich, nähert sich eine Bahn. Eine beständige Annäherung. Als ich mich umdrehe, um Marie-Louise diesen Gedanken mitzuteilen, steht sie mit dem Rücken an der Wand und macht ihre Übungen, Schulter, Arme, Rücken, alles ganz langsam. „Alkmene ist besessen, Marie-Louise“, sage ich, als hätte sie mir eine Frage gestellt, „ganz und gar besessen, nur weiß ich noch immer nicht, wovon eigentlich. Und was hinter all dem steckt. Damals hielt ich ihre ständige Anspannung für ganz normale künstlerische Leidenschaft.“

Marie-Louise schweigt und streckt sich in die unmöglichsten Figuren hinein. Einmal knackt es im Schultergelenk. „Die Wahrheit ist, Arno“, sagt sie endlich, „dass dein Künstlerpaar mit dir und allen anderen zusammen aus dem Amphitryon-Mythos banalen Kitsch gemacht hat. Nicht mehr, nicht weniger. Die Welt hat das nie interessiert. Das ist die Wahrheit und womöglich auch die ganze Geschichte.“

II

Manchmal begegnen sich die U-Bahnen genau vor meiner Nase. Die Richtung Alexanderplatz und die nach Pankow. Urplötzlich tauchen sie auf, passieren sich in schnellem Takt, ein Starren, dann das Hochbahnviadukt wieder leer und der Häuser gegenüber blinde Scheiben. Oft warte ich auf nichts anderes als auf diese exakte, mittige Begegnung der Bahnen in meinem kleinen Ausschnitt der Welt. Nie geschah es zwei Mal nacheinander in all der Zeit, nicht passgenau. Ich sehe hinaus. Ich warte. Minute um Minute, Stunde um Stunde, Tag um Tag. Ich bringe nichts zustande, ich schreibe nichts auf von all dem, was mir im Kopf schwirrt. Denn wo ansetzen, frage ich mich, während alle paar Minuten eine Bahn vorbeidonnert, *wen* denn nun *was* und vor allem *wie* erzählen lassen? Und geht das überhaupt, aufschreiben, was wer wie und wann und warum erzählt, sagt, erwidert? Das waren die Fragen, die mich quälten. Der Text selbst würde sie beantworten. Sobald er entstünde, denn entstehen muss er. Musste er. Ein klassischer Fall von Deduktion, soweit ich das überblicke. Mehr festzustecken war demzufolge nicht möglich. Ich schrieb keine Zeile. Nichts über meine Zeit als Sosias, so mein Projektname in Bad Wutzenwalde. Nichts über das Projekt selbst: *Amphitryon Komplex*. Und erst recht nichts über meine Zweifel und Ahnungen. Ich fand die Worte nicht – oder nein, die Worte wussten sich selbst nicht,

wussten nicht, was bedeuten, fanden den Weg nicht aus meinem Kopf hinaus auf das Papier vor meinen Augen, unter meinen Händen. Der Plan allerdings, nach Bad Wutzenwalde zu fahren und mich dort als mein eigener Zwilling Bruder auszugeben, ist bereits wieder perdu. Eine dumme Idee. Ich hatte mich verrannt, hatte mich anstiften lassen von Marie-Louise. Mitunter versuchte ich mir sogar einzubilden, all dies – Bad Wutzenwalde, der Gutshof, das Projekt, Alkmene und Amphitryon – sei nichts weiter als eine Hirngespinnerei. Ich selbst ein Hirngespinnst. Ein Gespenst meiner selbst. Doch konnte das sein, fragte ich mich immer wieder, kann ein Hirn sich derart differenziert etwas ausmalen und auf diese Weise Texte, Melodien, ganze Gespräche erfinden, Menschen, Orte, Maschinen und Mechanismen? Ja, es kann. Sicher. Robert Musil weist immerhin ganz zu Recht darauf hin, wenn ich das hier einfügen darf, dass nicht der Autor eines Romans die Figuren zum Leben erweckt, sondern diese sich selbst erschaffen. Auch Jean Paul äußert sich ein Jahrhundert zuvor in diesem Sinne. Sich selbst erfinden. Aus dem Nichts. Weil es nämlich möglich ist. Da sind wir, die Figuren, die Menschen, die Seelen des Romans! So entsteht aus dem Möglichkeitssinn eine Wirklichkeit, und zwar ganz ohne dass es eines Wirklichkeitssinnes bedarf. Bingo! Nur die wirkliche Wirklichkeit des Schreibens, die muss es wirklich geben, denn eine literarische Figur schreibt sich nicht selbst – geschrieben werden muss sie. Und da liegt der Hase im Pfeffer. Und der Hund begraben. Mit Marie-Louise spreche ich selten über diese Dinge. Ich will nicht, dass sie mich für verrückt hält, und überhaupt ist sie tagsüber jetzt immer an der Uni, während ich zuhause am Schreibtisch sitze, beherrscht von dem Gedanken, wie aus drei Jahren Arbeit in Bad Wutzenwalde nichts weiter wurde als ein mäßig erfolgreiches, ja im Grunde weithin ignoriertes Kunstprojekt, von dem ich nun nicht einmal berichten kann, wie es aussieht, obwohl ich ja aus all dem Geschehe-

nen die Vermutung ableite, dass da etwas nicht stimmt. Nicht stimmen kann! Marie-Louise hieß mich, als ich mich heute Morgen wieder einmal darüber beklagte, lachend ein Sensibelchen. So laufe das nun mal im Leben, auch im Kunstbetrieb, und man könne nicht jedes Mal gekränkt sein oder Verschwörungstheorien nachhängen, wenn etwas nicht grandios werde oder Preise gewinne. Doch was denn eigentlich, apropos, aus dem Doppelgänger geworden sei, meinem Zwillingbruder, den zu mimen ich doch üben wollte. „Ja“, sagte ich wahrheitswidrig, „ich übe!“ Obwohl ich es nicht tue, sondern allein hier sitze und verzweifle. Also nichts, kein Text, kein Roman, kein Bericht, keine Erkenntnis, nur die ewigen U-Bahnen, hin und her und her und hin.

Am nächsten Morgen jedoch änderten sich die Dinge! Ich lag noch im Bett, Marie-Louise war eben aus der Tür und polterte das Treppenhaus hinunter, als die vorbeifahrende, von der Sonne grell bestrahlte U-Bahn nach Pankow alle anderen Geräusche überrumpelte und zugleich reflektierend die schmutzig-weiße Stirnwand unserer Behausung gelblich bestrich. Ein morgendlich wiederkehrendes sommerliches Schauspiel, gut ein Dutzend U-Bahnen strahlen herein, wenn denn nur die Sonne prall genug und von der richtigen Stelle aus vom Himmel scheint. Ich beschließe, noch ein wenig liegen zu bleiben. Ich döse vor mich hin. Die nächste U-Bahn fegt über die Wand. Ein gelber Strom, den ich blinzelnd über mich ergehen lasse. Plötzlich aber erscheint Alkmene im Zimmer. So als sei sie eben durch die geschlossene Balkontür eingetreten. Ganz deutlich erkennbar. Alkmene. Lichtübergossen. Lichtdurchstrahlt. Ich springe ohne zu zögern auf und gehe zwei Schritte auf sie zu, die mich starr ansieht, berühre sie an der Schulter, greife aber durch sie hindurch. Ein Hirngespinnst, denke ich sofort, ein wahrhaftiges Hirngespinnst, die reinste Vorstellung! Ich will es weglachen. Alkmene weg-

lachen aus unserer Wohnung. Doch es kommt nur ein Krächzen aus meiner Kehle. Das gelbe Licht erlischt im selben Augenblick, ich schließe die Augen, aber nicht der Straßenlärm ersetzt den der U-Bahn und nimmt seine Stelle ein, sondern Stille. In der Ferne so etwas wie Vogelstimmen. Gezwitscher. Ich horche. Ja, Vögel. Das Rauschen von Blättern. Irritiert öffne ich die Augen und sehe mich selbst im sogenannten Gutshaus in Wutzenwalde stehen, im großen Wohnraum, von schräg oben aus einer der Ecken sehe ich mich, in denen die Kameras installiert sind, ich sehe mich, so als sei ich die Kamera. Panik steigt in mir auf und packt mich bereits an der Kehle, doch dann bin ich mit einem Male wieder ich selbst. Ich atme auf und kneife mich in den Unterarm. Es schmerzt, das schon, aber es hilft nicht. Wie ich feststellen muss, bin ich tatsächlich im Wohnraum des Gutshauses. Ich erkenne die Sitzzecke hinter dem offenen Fachwerk, erkenne die in die historischen Mauern hineinverbrochenen, von der Decke bis zum Boden reichenden französischen Fenster, den großen Tisch im Hintergrund. Ich träume! Träume mich zu kneifen, träume aufzuwachen, träume weiter zu träumen. In Wirklichkeit stehe ich in unserer Wohnung vor dem Bett und habe kurz zuvor versucht, das Scheinbild Alkmenes an der Schulter zu berühren. Ich griff hindurch, die Erscheinung verschwand, ich also noch dort stehen und ich mich also nur zurück ins Bett fallen lassen muss, um wieder klar zu werden im Oberstübchen.

Mit dem Hinterkopf auf dem nackten Boden aufgeschlagen. Es schmerzt fürchterlich. Der ganze Leib schmerzt. Ich öffne die Augen. Über mir eine Kamera. Spöttisch mich einäugig anstarrend. Deren Auge mir, das weiß ich, surrend folgen wird, bewege ich mich. Bis eine andere Kamera mich erfasst. Viele weitere, kleine Kameraaugen in allen möglichen Ecken und Winkeln des Gutshauses. Karl und Max, auch Jupiter und Mercurius genannt, sprachen

immer von einer Sintflut an Daten, die sie zu verarbeiten hätten. Ich tat unbeeindruckt und war es auch. Habe denn nicht auch ich mit einer Sintflut zu kämpfen, mit Worten, Begriffen, Bedeutungen und all den möglichen Verknüpfungen und Konstellationen und zudem mit dem ganzen Zeugs zwischen den Zeilen! Diese technischen Menschen glauben immer, sie wären uns überlegen, dabei sind sie es doch, die sich selbst abschaffen und Büttel der Technik sein werden, bald schon. Oder jetzt schon. Und Alkmene? Sie steht draußen auf der Terrasse, den Rücken mir zugewandt, die Zigarette wie immer leicht zitternd zwischen Zeige- und Mittelfinger, der rechte Ellenbogen ruht in der linken Hand. Windstille. Ich erinnere mich: ein ganz bestimmter Tag, ein ganz bestimmter Abend. Jetzt. Oder wieder jetzt? Kein Lüftchen weht, die Bäume und Büsche am Hang starr, wie gemalt, drückende Hitze. Alkmenes Blick ins Weite gerichtet. Die Landschaft ihr zu Füßen. Sanfte Hügel abwärts zum See hin, von dem im Sommer von hier aus nichts zu sehen ist. Ihre hohe, weiße Gestalt. Buchen, Linden, Weiden, unten am See auch Birken und Erlen. Eine einsame Eiche. Die Wiesen vereinzelt hier und da sattgrün, meist aber schon sommerlich verdorrt, strohig. Quer über den Hang wie eine Narbe der gewundene Weg. Nie sah ich jemanden ihn gehen. Jenseits des Sees Strommasten und, kaum zu erkennen im Dunst, zwei Dutzend Windräder, die, so dachte ich jetzt wieder, der Landschaft das Gesicht geben, das sie verdient. Auf Alkmenes immerwährende Klage hin, ich erinnere mich, man verderbe in Deutschland die Landschaften, hatte ich einmal erwidert, die Felder, Nutzwälder, die Straßen, Eisenbahn- und Stromtrassen und die in ihr Bett zu Tode gepressten Flüsse, die Kanäle und auch das Schiffshebewerk ganz in der Nähe, all dies sei doch faktisch Industrie. Und zwar lange schon. Unübersehbar. Sie schwieg dazu. Mein Blick, scheint mir, trifft sich den Bruchteil einer Sekunde mit dem eines Kindes in der Bahn Richtung Pankow, ich

erkenne nicht, ob Junge oder Mädchen, dann Hinterköpfe
und dann Leere. Ich muss mich täuschen. So oder so.

Auszug aus „Stadt, Angst, Schweigen.
Heraklitischer Fließtext“

Wäre ich also in mein Haus ins Ruhrgebiet gefahren, so wäre ich ebenso telefonisch erreichbar und dort ebenso wartend tätig gewesen wie hier, in Berlin. Das steht fest, dachte er. Er wäre auch dort nicht ins Bett gegangen, hätte nicht gelesen, nicht gebadet, nicht Musik gehört und nicht Fern gesehen. Unmöglich, die Nachricht, die Diagnose, in der Badewanne liegend entgegenzunehmen, geschweige denn im Bett. Er stünde womöglich dort wie hier am Fenster, aber eben nicht im obersten Stockwerk eines Mietshauses mit Blick auf Ladengeschäfte, Hochbahn und Verkehrskreuzung, sondern am Fenster des so genannten *Hobbyraums*, des einzigen im Keller ausgebauten Raums, in dem er schlief, alle anderen Zimmer meidend. Warum er ausgerechnet dort schlief, in einem Raum, der etwas tiefer lag als der Garten und die Wiese vor dem Fenster, war ihm selbst ganz und gar unergründlich, wenn er es auch in Worte fassen konnte. Aber darum ging es ja nicht, man konnte alles in Worte fassen. Zudem hatte der Raum eine niedrige Deckenhöhe, nicht viel mehr als zwei Meter, auch wenn durch den Einbau einer Türe zum Garten, zur Wiese hin, dies noch zu Lebzeiten der Eltern, der Raum an Wohnlichkeit etwas gewonnen hatte. Vielleicht, so dachte er jetzt, ziehe ich mich dort in den so genannten Hobbyraum zurück, um das Haus, die restlichen Zimmer, zu *entwohnen*, um am Ende, sollte ich das Haus verkaufen, nur dem Hobbyraum nachtrauern zu müssen, wenngleich er sich in diesem so genannten Hobbyraum nicht wohler fühlen konnte als im Rest des Hauses. Es war ein an sich grässlicher Raum, unwirtlich und kalt, in dem sich kaum schlafen ließ, ja in dem immer wieder der Gedanke von ihm Besitz ergriff, dieser Raum ähnele einer Gruft, habe die Kälte und die Unwirtlichkeit einer solchen Totenkammer, trotz seiner Versuche, mittels einiger Fotografien et-

was Leben in den Raum, in die *Bude* zu bringen, ein Versuch, der naturgemäß scheitern musste, waren doch auf all diesen Familienabbildungen von zumeist Hochzeiten nur Menschen zu sehen, die längst verstorben waren und die keinerlei Wirkung auf den Lauf der Dinge gehabt hatten, das dachte er immer wieder, einmal abgesehen von der Tatsache, dass die meisten von denen Nachkommenschaft in die Welt gesetzt hatten, letzten Endes auch ihn. Einzig die erste Zeit nach dem Einzug ins neue Haus war dieser Raum ein lebendiger gewesen, da hatte die Familie dort unten gehaust, und dies sogar längere Zeit noch, als doch oben bereits alle Räume bewohnbar waren, tapeziert, mit Teppichen ausgelegt und möbliert. Es muss tatsächlich Jahre gedauert haben, überlegte er, bis wir endlich *oben* wohnten, wir drei, es wurde doch tatsächlich lange Zeit mehr oder weniger immer der gesamte Abend unten gestaltet, der Schwarz-Weiß-Fernseher zeigte *Dick & Doof*, die *Drehscheibe*, *Otto*, *Der Große Preis*, auch die vierteilige TV-Serie *Holocaust*, später dann politische Magazine und auch die Fußballweltmeisterschaft. An die Entscheidung der Eltern, den Fernseher, längst bunt, nach oben in das so genannte Esszimmer zu bringen, konnte er sich nicht erinnern, doch irgendwann stand er eben oben, dort wo jetzt, dachte er, nur noch der Nähmaschinentisch steht mit der Häkeldecke, da er den Fernseher an die Nachbarn gegeben hatte, die wochentags das sonst noch vollständig eingerichtete Haus hüteten. Er hatte ihnen keine Nachricht gegeben, dieses Wochenende nicht zu kommen, Sieberings, mit denen er hier und da ein Wort wechselte, doch sie würden sich nicht sorgen, sicher nicht, überlegte er, obgleich letztlich die Gefahr bestand, dass sie, Herr oder Frau Siebering, anrufen würden, um nachzufragen, ob etwas geschehen sei. Nichts wäre womöglich schlimmer, sagte er sich jetzt, als ein Anruf, der sich dann nicht als der erwartete Anruf herausstellte, ja er fürchtete geradezu, dem wirklichen Anruf *danach* nicht standhal-

ten, nicht einmal mehr an den Apparat gehen zu können. Er hätte dem Ehepaar Siebering vielleicht doch Nachricht geben sollen, wenngleich es, er sah zur Uhr, noch nicht zu spät war, es mochte noch angehen, dort anzurufen. Er sah auf die Wanduhr, erst viertel vor elf, dachte er. Andererseits, so überlegte er weiter, hatten sie nie eine Frage an ihn gerichtet, was er denn beruflich tue oder aus welchen Gründen er die Wochenenden in seinem Haus verbrachte, welches er ja zu dem Zeitpunkt geerbt gehabt hatte, als die Sieberings eingezogen waren, denn auch das Nachbarhaus war wegen eines Todesfalls vererbt, aber auch *verkauft* worden, ohne, wie man sagen kann, mit der Wimper zu zucken. Er war froh, Nachbarn zu haben, die ihn nicht schon als Kind *gesehen* hatten und zu kennen meinten, wenn auch niemand in der Straße sich die Frechheit herausnahm, kam es einmal zu einem Zusammentreffen, ihn zu duzen. Das nun doch nicht.

Nein, er würde nicht anrufen, sicher merkten sie es nicht einmal, ob er in seinem Haus war oder nicht. Sie glauben, das Taxi übersehen zu haben, das ihn vom Hauptbahnhof Dortmund aus zu seinem Haus bringt, der einzige Luxus, den er sich erlaubte, wollte er doch unter allen Umständen vermeiden, im Zug, in den umzusteigen war, jemanden zu treffen, möglicherweise einen so genannten Schulkameraden, einen Mitschüler, einen Menschen aus seiner Vergangenheit. Man wusste ja, wie so etwas läuft, dachte er jetzt, wenn auch die Gefahr, dass der Taxifahrer ein solcher ehemaliger Mitschüler sein könnte, mitbedacht werden musste. Er war jedesmal froh, wenn er schließlich seinen kleinen Koffer im Hobbyraum auf das Klappbett legte und die schwere Stahltür hinter sich ins Schloss warf. Ging die Türglocke, so verhielt er sich still, konnte das doch nur ein Irrtum sein oder, viel schlimmer, ein bewusster Überfall, im schlimmsten Falle ein als Überraschung gedachter

Überfall, ihn womöglich wieder einmal zu sehen, zu befragen, zu quälen. Warum, so dachte er jedesmal, wenn er den Koffer auf das Bett und die Tür hinter sich zuwarf, verkaufe ich dieses Haus nicht, streiche das Geld ein und zahle den von den Sozialdemokraten verlangten Steuersatz, um dann in jedem Falle *nie* wieder diese Stadt, in der geboren und aufgewachsen zu sein er das Pech hatte, zu betreten. Nichts, von einem Lagerhausbrand abgesehen, der einen Neubau ermöglichte, war in seiner Jugend geschehen, und selbst dieser Brand war ein nur kleiner, unbedeutender gewesen, an dem sich zu begeistern nur mit Phantasie möglich gewesen wäre. Aber selbst diese hatte er nicht besessen, war er doch bereits im Grundschulalter verstorben gewesen durch all die Kleinbürgerlichkeit in dieser an Kleinbürgerlichkeit nicht zu überbietenden Stadt, deren Vorhandensein sich ihm eine Zeit lang nur zu erschließen vermochte mit der Idee einer Sozialstudie, zu der diese Stadt ausgesucht worden sein musste, von wem auch immer, um sie auf diese Weise eine Weile noch am kümmerlichen Leben zu erhalten, bevor man sie dem Erdboden gleichmache. So seine naturgemäß armseligen Phantasien, als Jugendlicher, hilflos, wie er damals war.

Das Haus! Jetzt würde er es womöglich verkaufen können, unter Umständen, die sich ergeben mochten, bis morgen, *Sonnabendmittag*. Bis dahin werde ich wissen, ob ich das Haus verkaufen werde können, sagte er sich still, wenn auch das mir aktuell Mitzuteilende unmittelbar nichts zu tun hat mit dem Haus, in dem meine Eltern mit mir, dem Kind, gewohnt haben, bis dieses Kind das Weite suchte. Mein Entferntsein, nun bereits seit vielen, sehr vielen Jahren, macht dieses Verkaufen nun aber zu einem natürlichen, zu einem überfälligen Vorgang, dessen Folgen ich jetzt, so dachte er plötzlich, vorauszufühlen und vorauszu- leben habe, weil ich doch heute in Berlin bin und eben nicht in Westfalen, an einem Wochenende, wie eigentlich

seit Jahren nicht mehr. Er sah hinaus. Vor dem Schaufenster der Apotheke jenseits der Kreuzung ein junges Paar, rauchend einander zugewandt, sehr nah beieinander stehend. Er nannte sie in Gedanken *César und Rosalie*, das gefiel ihm. Dann setzte er sich in den Sessel und schlief augenblicklich ein.

Er erwachte ohne äußeren Anlass, sah auf die Wanduhr, es war nun viertel eins, null Uhr und fünfzehn Minuten, stand auf, reckte sich und trat zum Fenster. Er hatte Hunger, aber nach Brot und Käse stand ihm nicht der Sinn, und auch den Apfel würde er nicht essen. Der nicht besonders gute Imbiss gegenüber, Tag und Nacht geöffnet, völlig unspektakulär, einfach geöffnet, kam auch nicht in Frage, fand er. Und da er eben nichts *im Hause* hatte außer Brot, Butter und Käse, er kaufte Obst und Gemüse immer erst wieder am Montagabend ein, bliebe ihm nun nichts anderes übrig, dachte er, als außer Haus etwas zu essen. Essen zu gehen. Der Anruf käme wohl doch nicht vor morgen früh, sicher kommt der Anruf nicht vor neun Uhr, dachte er, einfach so dachte er das, plötzlich erleichtert wegen seiner willkürlichen und durch nichts zu belegenden Feststellung.

Er nahm den Apfel aus der Jackentasche, legte ihn neben das Telefon und schlüpfte dann in seinen Wintermantel, ohne die Schuhe angezogen zu haben. Er fror sofort an den Füßen. Im Mantel ging er ins Schlafzimmer und entnahm einer Schublade Strümpfe, keine Socken, er fühlte sich nackt mit Socken, also trug er Strümpfe. Die Hose wechselte er nicht. Nachdem er die knöchelhohen, bereits sechs oder sieben Jahre alten, sich noch hervorragend in Schuss befindlichen Schuhe angezogen und sich einen Schal umgeworfen, seinen breitrempigen Hut auf- und dann doch wieder abgesetzt hatte, so kalt war es ja nun auch wieder nicht, er steckte aber eine graue Wollmütze in die Tasche,

zur Sicherheit, verließ er ohne weiteres Nachdenken die Wohnung. Den stumm da stehenden Telefonapparat streifte er dabei mit einem zärtlichen Blick, *ich streife den Telefonapparat mit einem zärtlichen Blick*, sagte er sich, eine dumme Attitüde selbstverständlich, sich selbst vorgespielt, sich *vorgemacht*. So ein Telefon, zumindest ein so altmodisches Gerät wie das meinige, dachte er, langsam das Treppenhaus hinuntergehend, ändert ja in keinsten Weise sein Erscheinungsbild, wenn es Laut gibt, es klingelt einfach nur, macht sich akustisch bemerkbar, nicht optisch und schon gar nicht durch aufdringliches Vibrieren, wie etwa ein Mobiltelefon, ein so genanntes *Handy*, oder ein *Smartphone*, solch ein Gerät besaß er einfach nicht, weil er nicht wollte, wenn auch die Kollegen, vor allem Kranzler, dies oft bemängelten, er sei doch sonst ein so durch und durch moderner Mensch, müsse und solle also auch immer erreichbar sein, eine Meinung, der er sich nicht anschloss und der sich auch selbst die Semper nicht anschließen mochte, wie er sich erinnerte, wenn sie selbst auch selbstverständlich ein Smartphone besaß, sie meine ja nur, für mich, erinnerte er sich, wäre ein solches *Ding* überflüssig, dachte er, auf die Straße tretend und sich nach rechts wendend. Ich verlasse also doch die Wohnung, Anruf hin oder her, dachte er weiter, den Schal ein wenig fester um den Hals ziehend, fest ausschreitend und sogleich einer Gruppe junger Männer ausweichend, die ihm leicht, fast sommerlich bekleidet entgegenkamen, ohne ihn im Geringsten zu beachten. Er bog rechts um die Ecke. Eine proppenvolle U-Bahn rumpelte auf den Hochgleisen Richtung Alexanderplatz. Ich könnte, dachte er, Lebensmittel einkaufen, dann die wenigen hundert Meter zurückgehen in meine Wohnung, um zu kochen. Warum nicht, das ist eine Option, selbstverständlich, überlegte er, ging dann aber doch leichthin an dem kleinen Lebensmittelladen vorbei, den er noch nie geschlossen gesehen hatte und in dem er oft noch Kleinigkeiten einkaufte, nach der Arbeit.

An der nächsten Kreuzung befanden sich gleich mehrere Imbisse und Restaurants, in die er aber nicht eintrat. Zuerst, so dachte er trotzig, und er wusste, es war Trotz, ein Spiel mit seinem Trotz, will ich beachtet werden und Blicke auf mich ziehen, was nicht zu viel verlangt ist. In Berlin nämlich, das war ihm sofort aufgefallen, als er vor fast zwei Jahrzehnten aus Westdeutschland hierher gezogen war, wurde man entweder immer einen Augenblick zu lange angesehen, angeglotzt gar, oder eben überhaupt gar nicht beachtet. War es denn nicht möglich in dieser Stadt, einfach einmal angesehen zu werden, mit einem einverständigen Blick? Das fragte er sich. Eine Tram überholte ihn, ziemlich voll, während er zielstrebig bergab ging, hinab ins Urstromtal sozusagen. Ihm war ein Restaurant eingefallen, wo er etwas essen würde, doch das Restaurant, in dem er mit Kranzler und anderen Kollegen oder auch Gästen des Hauses gelegentlich gegessen hatte, übliche Geschäftsessen, mehr nicht, im Sommer auf der Hofterrasse, die an einen Friedhof grenzte und von diesem nur durch einen Zaun getrennt war, im Winter meist an einem Fenstertisch, der ebenfalls den Blick auf den Friedhof zuließ, war geschlossen, das sah er schon von weitem. Ich gehe also weiter, befahl er sich, in Gedanken bei der üppigen Vorspeisenplatte, die er hier immer bestellte. Den nächsten Imbiss aber würde er betreten müssen, bevor ihm der Kreislauf absackte, *in den Keller rutschte*, wie die Krämer das einmal ausgedrückt hatte, als sie ihn kreidebleich in seinem Büro vorfand, um ihn sofort mit Kreislauftropfen, auf ein Stück Zucker geträufelt, zu behandeln, zwanzig Tropfen, abgezählt, ohne sich weiter um seine Einwände zu kümmern, eine Situation, die ihm überaus peinlich gewesen war, wenn auch sie, die Krämer, kein weiteres Aufheben davon gemacht hatte und schließlich einfach wieder an ihre Arbeit gegangen war. Wie gut, habe ich damals gedacht, dachte er, dass nicht die Semper mich kreidebleich gefunden hat, denn sie ist jünger und ich hätte

mich, mehr noch als bei der Krämer, als alter Mann gefühlt.

Die Semper aber, fiel ihm jetzt ein, muss durchaus bemerken, wie ich sie ansehe. Sie weiß, dass sie hübsch ist. Geradezu eine Schönheit haben Sie mir da ausgesucht, das hatte Kranzler zu ihm gesagt, erinnerte er sich, hätte ich Ihnen nicht zugetraut, das sagte er zu mir mit einem vielsagenden Lächeln im Gesicht, das ich nicht erwiderte, warum auch, denn schließlich wusste ich ja oder ahnte zumindest, dass sie auch fachlich etwas kann, die Semper. Ansehen tue ich Sie nur, würde ich zu ihr sagen, spräche sie mich darauf an, wie ich sie ansehe, auf welche Art, weil ich das rein optische Angebot Ihrer Erscheinung zu schätzen weiß, weil Ihre Erscheinung eine ästhetische ist, durch und durch. Aber natürlich spricht sie mich nicht an, doch bemerken muss sie es ja, denke ich, dachte er, bemerken muss sie es, wie ich sie ansehe, schamlos ansehe ja eigentlich. Ihr Lächeln zieht den Blick immer wieder auf sich, was für ein Lächeln, denke ich häufig, nicht etwa, was für Beine, nein, und ihr Lächeln war es ja auch, das mich bewog, dachte er jetzt, weiter ausschreitend, sie einzustellen, nicht für mich allerdings, sondern für Kranzler. Während ich aber die Krämer *mitbenutzen* darf, wie Kranzler sagte, benutzen Sie die Krämer doch mit, würde er dies in Bezug auf die Semper nie sagen, naturgemäß, denn die, denke ich, dachte er, will er für sich allein haben, nie also würde er sagen, benutzen auch Sie die Semper, nein, das käme ihm nicht über die Lippen, wenn er auch, denke ich, nichts dagegen auszurichten vermöchte, nähme ich die Semper dann eben doch in Anspruch. Nichts, gar nichts kann er dagegen machen, nichts dagegen ausrichten, war es doch schließlich die Semper selbst, die mir, wohlwissend um die Umstände, einmal ganz umstandslos sagte, ich könne selbstverständlich über sie *verfügen*, sie stehe mir selbstverständlich zur Verfügung und würde sich freuen,

etwas für mich tun zu können. Ich war rot geworden, als sie das sagte, dachte er jetzt, das weiß ich noch, ein Umstand, den sie hat bemerken müssen. Und wenn ich für mich im Stillen ehrlich bin, muss ich ja auch zugeben, dass ich meist an Sex denke, wenn ich sie sehe, die Semper, etwa wenn sie den Flur vor mir entlanggeht, zum hinteren Treppenhaus, wenn sie Feierabend macht. Auch sie schließt ihr Rad immer hinter dem Haus an, und ich sehe ihr nach, wenn sie auf dem schmalen Sattel balancierend zur Straße hinunterfährt. Sie macht eine sehr gute Figur auf ihrem Rad, mit dem kurzen Rock und den langen Beinen. Ob sie weiß, dass ich dann hinter ihr hersehe, wenn sie zur Straße hinunterfährt, frage ich mich, dachte er, und dass ich meist ja auch wieder hinaufgehe in mein Büro, um noch etwas zu arbeiten, auch wenn ich manchmal nicht dazu komme, weil ich an sie, die Semper denken muss. Ja eigentlich, überlegte er, kann ich mich erst dann wieder konzentrieren, wenn ich mich denn erleichtere und ins Waschbecken meines Büros onaniere, auf Zehenspitzen, die Hoden auf dem kalten Beckenrand, nachdem ich die Tür verschlossen habe, selbstverständlich, denn die Krämer hockt ja auch immer noch da, um diese Zeit.

Er bog nach rechts ab und schob sich durch ein Gruppe betrunkenen britischer Touristen, die offensichtlich den Weg nicht fanden, obwohl sie auf einen Stadtplan starrten. Für einen Moment dachte er daran, in die nächste Straßenbahn einzusteigen, den Weg zurück mit der Tram zu fahren, aber er verwarf den Gedanken, er wusste nicht einmal, ob sie nächtens hier fahren, die Straßenbahnen, er kannte sich nicht aus mit dem Nachtfahrangebot, er hatte es nie genutzt, nie an den Wochenenden, die er ja, seit Jahren immerhin, in seinem Haus im Ruhrgebiet verbrachte, aber auch wochentags nicht, so lange blieb er nicht im Büro, und selbst wenn es vorkam, brachte ihn Kranzler mit dem Wagen nach Hause, zumindest in der

kalten Jahreszeit, wenn er nicht mit dem Rad fuhr, keine Widerrede, sagte er immer, ich fahre Sie, sagte er mit Bestimmtheit, und einmal saßen sie gar zu viert im Wagen, die Krämer, die Semper, Kranzler am Steuer und ich, dachte er jetzt, die Krämer vorne, obwohl sie als erste ausstieg, ich mit der Semper hinten. Wir schwiegen, und ich sah die ganze Zeit auf der Semper ihre roten Schuhe, die im Dunkel des Wageninneren kaum oder eigentlich gar nicht zu erkennen waren. Sie muss es bemerkt haben, auch wenn sie die ganze Fahrt zum Fenster in die nasskalte Nacht hinaussah. Kranzler war dann, nachdem er auch mich abgesetzt hatte, mit der Semper, die hinten sitzen blieb, fortgefahren. Ob sie wohl noch etwas trinken gehen, hatte er sich damals gefragt, denn immerhin war eine wichtige Angelegenheit an diesem Tage zum Abschluss gekommen. Doch dann hätte er, Kranzler, ihn selbst und die Krämer auch einladen müssen, doch die Krämer wollte er sicher nicht dabei haben, ebenso wenig mich. Jedenfalls, ob etwas geschehen war zwischen Kranzler und der Semper, selbst das Harmloseste, das ließ sich partout nicht herausbringen. Direkt zu fragen war nicht möglich, und alles Indirekte verbot sich von selbst. Wenn schon, dann direkt gefragt! Aber wen, sie, die Semper, oder ihn, Kranzler? Doch er hatte es nicht getan. Was geht es mich schließlich an, dachte ich damals, denkt er jetzt. Auf jeden Fall aber habe ich mir eine Selbstberuhigungsversion in meinen Gedankenapparat hineingestellt, weiß ich heute, dachte er, die der Wahrheit entsprechen kann, und ich war und bin ohnehin weit davon entfernt, mir etwa vorstellen zu können oder auch nur zu wollen, wie der doch mehr oder weniger abstoßende Körper Kranzlers den ohne Zweifel doch sehr schönen Körper der Semper besudelt, er sich in sie hinein selbst befriedigt. Es schüttelte ihn. Er wollte es sich nicht vorstellen, nein, wollte er nicht, doch einzelne Bilder tauchten damals dann eben doch auf, während er zu seiner Wohnung hochstieg, nachdem Kranzler ihn kurz zuvor

mit einem *Gute Nacht, Herr Kollege* abgesetzt hatte. Die Semper hatte nichts gesagt, nur gelächelt. Kranzler, das fette Schwein, dachte ich damals im Treppenhaus, wütend wie ich war, der in der selben Nacht noch grunzend, schwitzend und stinkend in die Semper hineinspritzen würde! Sie wird sich geekelt haben müssen, wenn es denn geschehen ist, wenn die Semper es hat zulassen wollen, denke ich, dachte er, was sie aber zu keiner Zeit nötig gehabt hat. Vom ersten Tag an wusste Kranzler doch, was er an ihr hat, fachlich gesehen, wie sehr er von ihr abhängig ist, denn je mehr die Qualität seiner Arbeiten steigt, dank der Semper, desto mehr ist *er* von ihr abhängig!

Er ließ einen großen, dunkelroten Geländewagen mit Kuhfänger, der die Oranienburger in Richtung Friedrichstraße entlangfuhr, passieren und wechselte zügigen Schrittes die Straßenseite. Drei hochbeinige und oben herum in wattierte Jacken verpackte Huren, nur wenige Meter auseinanderstehend, blickten dem Wagen nach, mich aber, dachte er, erachten sie nicht eines Blickes oder einer Bemerkung für würdig. Einer Ansprache! Er ging an ihnen vorbei. Sie nehmen mich, stellte er fest, nicht einmal wahr! Das *Bordsteinschwalbengewerbe in den Städten*, ohlala, das hatte sein Großvater oft gesagt, ohne dass er, der Enkel, begriffen hätte, um was es geht. Doch er sollte jetzt nicht nachdenken darüber, vergiss deinen Gedanken, dachte er, bevor du ihn gedacht hast, er ist es nicht wert, von dir gedacht zu werden, dachte er, wissend, ich denke ihn bereits, seit Minuten schon, denn ging er nicht langsam die Oranienburger Straße entlang, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, vermeintlich zufällig hier schlendernd, in sich gekehrt, in tiefer Nacht? Wer wollte ihm das Zufällige glauben, Berlin ist groß, er musste nicht in der Oranienburger landen, um etwas zu essen oder um sich die Semper und die Beine der Semper und ihr Lächeln und all das zusammen ins Gedächtnis und vor sein geistiges Auge

zu rufen. Nun ja, er würde sie schließlich fragen müssen, ganz direkt fragen müssen, haben Sie, Frau Semper, damals mit Kranzler, ja was denn eigentlich: den Beischlaf betrieben, Geschlechtsverkehr, ein Schäferstündchen gehabt, gefickt, gebumst, gerammelt, gevögelt – nein, er konnte die Semper so nicht fragen, nicht ohne das richtige Wort. Oder ginge es doch ohne das, ohne ein Wort dafür? Haben Sie, Frau Semper, *jemals* mit Kranzler, haben Sie, sagen Sie es mir, es ist wichtig, sehr wichtig, lebenswichtig. Vielleicht, so dachte er jetzt, weiter unbeheligt an frierenden und sich langweilenden Huren vorübergehend, würde sie lächeln und denken, aha, der auch, nicht nur Kranzler. Sie würde mich ohne jede Berechtigung auf eine Stufe stellen mit Kranzler, mich, der ich nicht nur nicht ungepflegt, sondern überaus gepflegt bin, denke ich, anders als Kranzler, ganz und gar anders! *Ich* pflege meinen Körper angemessen, dachte er jetzt, nicht wie Kranzler, dessen Gestank oft unerträglich ist, der das selbst aber nicht zu bemerken scheint. Der mit samt seinem Gestank in Sitzungen geht mit wichtigen Partnern und des mittags in Restaurants und des abends in Konzerte oder ins Theater. Man stelle sich vor, in der Philharmonie das Konzert eines Weltstars, und dann nahe Kranzler sitzen zu müssen! Oder Kranzler in der ersten Reihe, während eine weltweit gefeierte Sängerin mit Brechreiz zu kämpfen hat! Ich jedenfalls stinke nicht wie Kranzler, das ist allen klar, und ich bin ja auch nicht fett wie Kranzler! Auch müsste Kranzlers Büro, dachte er weiter, wollte dort etwa ein Nachfolger einziehen, zunächst einmal gesäubert werden, der Putz jedenfalls müsste in jedem Fall runter von den Wänden, doch selbst die Holzrahmen der Fenster rochen wohl ebenso nach Kranzler wie die Auslegeware, der Schreibtisch, das Waschbecken, der Spiegel, alles, einfach alles wird nach diesem Menschen stinken! Zum Glück kurbelte die Krämer damals sofort und trotz des Regens das Seitenfenster herunter, noch be-

vor sie sich anschnallte. Niemand hätte sich das getraut, nicht er und auch die Semper nicht, so mutig und selbstbewusst sie ist und auch damals schon war.

Wie oft hatte er nicht darüber nachgedacht, wie die Nähe zu Kranzler zu vermeiden sein könnte! Er hatte schnell herausgefunden, dass der Gestank, den Kranzler, mal mehr, mal weniger intensiv absonderte, tagtägliches Thema war, ein leichtes, ostentatives Naserümpfen genügte bereits, wenn man sich auf dem Flur begegnete. Man war sich in der ganzen Belegschaft einig, man wusste umeinander, wusste, warum manche Kollegen im Winter in dicken Strickpullis am offenen Fenster arbeiteten, um möglichst viel frische Luft hereinzulassen, zumindest so lange, bis Kranzler schließlich eintraf, und ich selbst tue es ja jetzt auch, dachte er, nicht ohne sich trotz des Strickpullis doch gelegentlich zu erkälten, nichts Schlimmes bisher, während jedoch der ein oder andere Kollege, immer waren es Männer, sich durchaus schon mal eine Lungenentzündung geholt hatte. Die Frauen neigten eher zu Blasenentzündungen, im Winter fehlte nicht selten die halbe Belegschaft, und oft auch musste, noch im Winter, eine Stelle neu besetzt werden, nachdem klar war, der Kollege oder die Kollegin würde nicht wiederkommen, geschädigt fürs Leben. Aber auch die Neuen wurden winters schnell krank, während es sich wohl immerhin gesundheitlich auszahlte, dass fast niemand außer Kranzler den Lift benutzte und so alle, fast ohne Ausnahme, die Stockwerke zu Fuß bewältigten. Im Sommer, so kann gesagt werden, dachte er jetzt, sind wir tatsächlich alle mehr oder weniger gesund, während wir im Winter alle mehr oder weniger krank sind. Die einzige Ausnahme bildet Kranzler selbst und der sich um alles kümmernde Hausmeister, Kübler, dessen Glück es ist, in jungen Jahren nach einer durch einen Zeckenbiss im bayerischen Wald übertragenen Gehirnhautentzündung seinen Geruchssinn verloren zu haben. Dieses an sich schreckliche Defizit sichert ihm hier,

solange Kranzler an der Spitze steht, den Posten des Haus- und Hofmeisters, den er tatsächlich in völliger Unkenntnis des überall im ganzen Haus herrschenden Gestanks innehat, der Kübler.

Gegen seine Vernunft, also willentlich wieder kehrtmachend, schlenderte er die Oranienburger zurück Richtung Synagoge. Sein Blick fiel auf das wohlgeformte Hinterteil einer sich zu einem Autofenster herunterbeugenden Hure, die, so dachte er sofort, nicht in diesen Wagen hineingehen würde, nicht passen würde, ihrer Länge wegen. Unsinn natürlich. *Ich warte*, hörte er die Frau in das Wageninnere hinein sagen, *such dir einen Parkplatz*. Sich seiner Beute sicher fuhr der Fahrer behutsam an und bog mit seinem Gefährt majestätisch links ab. Die Frau stelte zurück auf den Gehweg. Wie einfach das alles ist, im Grunde, dachte er. Unter einem Baugerüst stehend rauchte eine andere Hochbeinige eine Zigarette, auch sie, ohne ihn zu beachten. *Ich kauf dich mir*, dachte er unwillkürlich, nicht im Sinne des Bezahlens einer Hurenleistung, eher dachte er *ihren* Gedanken, im gegenteiligen Sinne würde *sie ihn* kaufen, ihn sich kaufen können. Er ging an ihr vorbei, ohne sie anzusehen. *Na, suchste dein Auto*, hörte er. War er gemeint, bin ich gemeint, dachte er, drehte sich um, ja, sie lächelte ihn an, sie hatte einen Satz hinter ihm hergesagt, leise, nicht einmal fragend, er musste nicht reagieren, er musste sich nicht umdrehen. Aber jetzt stand er vor ihr, sie sah herab auf ihn, lächelnd und rauchend. *Kommen Sie mit*, sagte sie, sie siezte ihn, lächelte ihn an, fragte nicht einmal, sondern forderte ihn ganz einfach auf. Er schüttelte den Kopf, zu ihr hinaufsehend, die die Stirn in Falten legte, an ihrer Zigarette zog und den Rauch über ihn hinwegblies, um ihn ziehen zu lassen. Sei nicht dumm, sagte er sich, geh. Er ging. Wortlos, matt lächelnd. An der nächsten Straßenecke bog er nach rechts ab, wie um sich zu retten, der Nächsten werde ich nicht widerstehen kön-

nen, denke ich, dachte er, ich habe es auf die Spitze getrieben, in der Wiederholung, im Zurückgehen wurde ich zur Beute. Also, nein, ich verbiete mir das, dachte er, ich werde stattdessen an die Semper denken, an ihr Lächeln ebenso wie an ihre Beine, an die Semper muss ich denken, befahl er sich, kein anderer Gedanke darf sich Bahn brechen. Aus einem im Hochparterre geöffneten Fenster war ein Telefon zu hören, kein altmodisches Klingeln wie bei seinem Apparat, sondern ein *Gedödel*, wie er sagen müsste, nervenzerreißend, allgegenwärtig, und wo fiedelte und dödelte es nicht, heutigentags, aber es erinnerte ihn an *seinen* Anruf, denn natürlich konnte jetzt, in diesem Augenblick, sein Telefon in seiner Wohnung Laut geben, klingeln, aber er war nicht dort, man würde es noch einmal versuchen, später, am frühen Morgen vielleicht. Es war nicht der Rede wert, man tat nichts weiter, als sich an die Abmachung zu halten, *sofort* anzurufen, ohne Aufschub, meldete sich niemand, so probierte man es später noch einmal, bis sich jemand meldete, wovon man fest auszugehen hatte, denn ein Nichtüberbringen der Nachricht war gänzlich ausgeschlossen, wie man *dort* denken musste. Ich habe darauf bestanden, dachte er wieder, so schnell als möglich das *Untersuchungsergebnis* zu bekommen, nicht erst am Montag. Man soll mich nicht unnötig quälen, *quälen Sie mich nicht unnötig*, habe ich gesagt, mit heiserer und somit womöglich etwas gebrochen wirkender Stimme, *rufen Sie mich sofort an*, sagte ich, so bestimmt wie möglich. *Sobald die Ergebnisse sicher sind!* Ja, ich erinnere mich, dachte er jetzt, ich sagte es mit heiserer Stimme, die, so denke ich, letztlich die Veranlassung gab, meinem Wunsch zu entsprechen, *sofort* es mir mitzuteilen, nicht erst am Montag, denn am Montag bin ich tot vor Ungeduld, so hatte er es formuliert, erinnerte er sich, Montag sei es zu spät, das könne man ihm nicht antun.

Auszug aus „Kein Mensch scheint ertrunken.
Eine Arabeske“

Das Eis der *Zivilisation* ist dünn, es bricht jeden Augenblick, und nur durch Eiseskälte schließt sich der Bruch. Ich gehe – heute, ich gehe jetzt – einige Zeit in eine Richtung und erreiche den nahezu kreisrunden See im Nordosten der Stadt, den es, das weiß ich aus einer Lektüre, seit der Steinzeit gibt. Der Mensch ist älter, denke ich, bin aber dennoch beeindruckt. Dann lenkt mich das Getöse des Verkehrs ab, der kaum zweihundert Meter entfernt, jenseits des Sees, vorüberbraust, und ich denke, auch eine besonders explosive Weltkriegsbombe hätte diesen See erschaffen können. Dagegen aber sprechen die Altbauten in unmittelbarer Nähe. Also doch die Steinzeit. Einmal im Jahr kommt die Stadtreinigung und entfernt all den Müll, also die mutwillig hineingeworfenen Fahrräder und Kinderwagen, all die Sachen, die der See aus der Steinzeit nicht haben will, die er nicht schluckt. Ein Schwimmer ist zu sehen, der einzige jetzt, denn es ist Herbst (sagte ich es schon?), die Kastanien prasseln von den Bäumen, die Nächte sind kühl. Ich denke, verschwände der Schwimmer im See, ich würde kaum hinausschwimmen, ihn zu retten. Ich bin nicht verpflichtet, Herbstschwimmer vor dem Ertrinken zu retten. Tatsächlich ist der Kopf jetzt nicht mehr zu sehen, ein Wadenkrampf, ein Herzinfarkt, ein Steinzeitstrudel vielleicht, der nur alle Jahre auftritt? Wer weiß.

Es dämmt, mich friert, der lange Spaziergang hierher hat mich erschöpft. Zwischen Hemdkragen und Nacken liegt der kalte Schweiß wie ein nasser Lappen. Ich werde die Straßenbahn nehmen. Ein letzter Blick auf den See, die Wasserfläche ist leer und nur leicht gekräuselt, nicht einmal eine Ente ist zu sehen. Sicher werde ich in der Zeitung davon lesen, von dem ertrunkenen Schwimmer. Wenn nicht, mag er weiterleben.

Als ich in meine Wohnung komme, sind Einbrecher damit beschäftigt, die Küchenzeile abzumontieren und in bereitgestellte Kisten zu verstauen. Doch daran stimmt etwas nicht. Ich schlage dem Leser vor, das Abmontieren der Küchenzeile und das Verstauen der Teile beizubehalten, aus meiner Wohnung allerdings die einer Freundin zu machen, die nach Paris gezogen ist und deren Besitzstandsverstaueung und -verschickung ich zu überwachen versprochen habe, so dass die Einbrecher zwei Möbelpacker sind, die einen Möbelwagen zu beladen haben. Einer der beiden sagt, das sind aber mehr als sechs Möbelwagenmeter, das reicht nie, und dass der Chef sicher wieder besoffen war, als er sich die Sache angesehen hat. Der andere lacht bitter und sagt nichts. Als die beiden mich bemerken, sagen sie höflich *Guten Tag* und schrauben und packen weiter. Ich sollte morgen vorbeisehen, wenn alles eingeladen wird. Heute wird nur demontiert. Noch riecht alles nach ihrer Wohnung. Wird auch die Wohnung in Paris so riechen, frage ich mich, und spricht sie dort Französisch in ihrer Wohnung, wenn jemand sie besucht? Natürlich hängt das vom Besuch ab, denke ich, als ich all die Stufen des Treppenhauses hinuntergehe, indem ich mich jeweils abwechselnd auf ein Bein fallen lasse. Wenn ich sie besuche, zehn Stunden mit dem Zug, oder länger, muss sie in ihrer französischen Wohnung deutsch mit mir sprechen. Ich besuche sie, sobald es geht, denke ich, und wahrscheinlich wird die Wohnung riechen wie immer. Glaube ich. Wahrscheinlich sehe ich sie nie wieder.

In meiner Wohnung ist niemand. Seit Jahren spiele ich mit dem Gedanken, mir eine Katze anzuschaffen, keinen Hund, Gott bewahre, nein, eine Katze, aber ich denke, es täte dem Tier nicht gut, wenn ich stürbe und es selbst noch zu leben hätte. Selbst wenn es eine Katze ist und kein Hund. Eine Katze wird vielleicht fünfzehn Jahre alt, also müsste auch ich noch so lange zu leben haben, aber da bin

ich nicht sicher. Es gibt Tiere, Haustiere, die leben nur ein oder zwei Jahre, ideal für Kinder und alte Leute. Oder ich nehme eine Katze, die alt ist wie ich, eine an die Wohnung gewöhnte Katze, der der menschliche Genosse weggestorben ist oder die ausgesetzt war. Ich werde noch heute im Tierheim anrufen. Ich werde sagen, die Katze muss ein Alter haben, das es wahrscheinlich erscheinen lässt, dass sie zeitgleich mit mir das Zeitliche segnet, sozusagen. Ich rufe an und werde mit dem Katzenpfleger verbunden. Er fragt mich zunächst, wann ich abzuleben gedenke, dann erst, wie alt ich bin. Die Statistik, so sagt er dann nach einigem Überlegen, gäbe mir noch einige Jahre, so dass ich unter etwa drei Dutzend geeigneten Katzen aussuchen könnte, worunter genau genommen sieben Kater seien, wobei aber alle, Katzen wie Kater, geschlechtsneutral operiert seien, wie er sich ausdrückte. Ich könne jederzeit während der Öffnungszeiten vorbeisehen, eine geeignete Transportkiste oder einen Katzenkorb müsse ich mitbringen. Ich verwerfe den Gedanken.

Am anderen Morgen steht nichts über den ertrunkenen Schwimmer in der Zeitung. Vielleicht wurde er erst nach Redaktionsschluss gefunden. Das wird es sein, denke ich. Später gehe ich in die Wohnung von Babette, ja, so heißt die Freundin, die nach Paris zieht, und sehe nach, was die Möbelpacker so treiben. Zwei sitzen auf der Bettkante und essen. Ich nicke ihnen zu und sage *Mahlzeit*, das mögen Menschen, die hart arbeiten. Babette schläft die ersten Tage im Hotel, dann wieder in diesem Bett. Ich denke daran, dass ich einmal in diesem Bett geschlafen habe, es ist lange her, sehr lange, und als ich am Morgen erwachte, war sie fort, zur Arbeit. Wir haben nie darüber gesprochen. Wahrscheinlich wären wir ein Paar geworden, hätte sie an diesem Tag frei gehabt. Danach ist es nie wieder dazu gekommen, die Glut war noch da, aber das Feuer nicht.

Paris war ein alter Traum von ihr, Babette, und sie sagte, ihr Französisch roste ein, seit sie in Rente ist. An den Wän-

den ist deutlich zu sehen, wo welche Bilder gehangen haben, dort waren die großen Originale, hier die Drucke unter Glas, da eine Hängeregal mit den alten Büchern, dort die Wanduhr. Auch auf dem Parkett ist deutlich zu sehen, wo was gestanden hat, die beiden Sessel haben über die Jahrzehnte Löcher hinterlassen, der linke tiefere, denn dort saß ihr Mann des abends und las seine Prozessakten, bis er starb, schwergewichtig. Er saß aufrecht noch zwei Tage und Nächte tot im Sessel, so eingezwängt war er gewesen in dem zierlichen Möbel. Das ist nicht erfunden. Babette fand ihn, als sie von einer Auslandsreise zurückkam. Sie hat nicht geschrien, nein, das passt nicht zu ihr. Als ich endlich bei ihr sein konnte, hatte man ihn bereits in den Sarg gelegt und war gerade dabei, ihn hinunterzutragen. Nicht einmal beim Putzen hat sie den Sessel seither bewegt, das weiß ich, und als jetzt einer der Möbelpacker, ein junger Mann mit langem Zopf und Muskel-Shirt, den Sessel anhebt, erwarte ich etwas Außergewöhnliches, aber er hebt ihn sich nur auf den Rücken und geht in gebeugter Haltung durch die Wohnzimmertür in den Flur und von dort aus ins Treppenhaus. Wie gut, dass Babette bereits fort ist, denke ich. Als die Wohnung leer ist, unterschreibe ich einige Papiere und frage, ob es direkt nach Paris geht. Der Fahrer nickt. Ich sehe vom Fenster aus, wie er in das Führerhaus springt und den Motor startet. Ich gehe noch einmal durch alle Räume, das Parkett knarrt an den selben Stellen wie immer, dann ziehe ich die Tür hinter mir zu und schließe ab. Den Schlüssel werfe ich in den Briefkasten der Hausmeisterwohnung, hinten im Seitenflügel. Ich halte ihn noch einen Moment zwischen Daumen und Zeigefinger, dann lasse ich ihn los und er fällt hinein, Metall auf Metall, Schlüssel auf Blech. Babette ist nicht mehr hier, sie ist in Paris, ich habe meine Schuldigkeit getan, es sind zehn oder vielleicht elf Stunden mit dem Zug nach Paris, in die französische Hauptstadt. Ich werde nicht reisen.

Vom Fenster meines Arbeitszimmers aus kann ich eine junge Frau beobachten, die sich im Sonnenlicht selbst fotografiert, immer wieder. Schließlich zieht sie sich aus, nur noch die halterlosen Strümpfe hat sie an. Durch das Fernglas sehe ich deutlich, dass die Schamhaare abrasiert sind. Nach einer Weile schließt sie das Fenster. Ich überlege, ob es nicht besser ist, nach Paris zu *fliegen*. Im Reisebüro sagt man mir, wenn ich es nicht eilig hätte, sollte ich den Zug nehmen. Es gäbe Kombinationsangebote, Zugfahrt und Hotel, aber ich sage, ich würde privat unterkommen. Ohne zu buchen verlasse ich das Reisebüro und gehe in die Buchhandlung, um mir Reiseführer anzusehen. Ich benötige sie nicht, stelle ich fest, Paris ist mir nicht unbekannt, ich bin ein glühender Verehrer des französischen Films, Original mit Untertiteln, Babette zuliebe, die synchronisierte Filme nicht sehen mochte. Manchmal sah ich mir die deutsche Fassung danach allein an, während Babette nur darauf wartete, das Original ohne Untertitel sehen zu können. In Paris wird sie sicher jeden deutschen Film sehen wollen. Vielleicht schreibe ich ihr heute. Kein Mensch scheint ertrunken. Die Zeitungen bringen nichts dergleichen. Entweder habe ich mich getäuscht, oder die Leiche liegt noch auf dem Grund. Für heute habe ich mir vorgenommen, zu Babettes ehemaliger Wohnung zu gehen und einfach nur hinaufzublicken. So lässt sich, denke ich, ganz trefflich nachdenken über Zeit und Vergänglichkeit. Das Klingelschild zeigt noch ihren Namen, der Vorname ist eigenartig abgekürzt, Bbte., und ich frage mich seit je her, ob das auf dem Mist des Hausmeisters gewachsen ist oder ob Babette selbst es war, die das veranlasste. Zuvor, als ihr Mann noch lebte, stand dort H. u. B., was sie, wenn auch erst nach Jahren, ändern ließ. Ich glaube, sie hat dem Hausmeister aufgeschrieben, wie sie das Schild hat haben wollen, oder aber, sie musste einsehen, dass aus Platzgründen abgekürzt werden musste. Gern hätte ich jetzt die Klingel gedrückt, aber das schien

mir dann doch zu sentimental. Die Fenster sehen von unten sehr sauber aus, und es war auf den ersten Blick zu erkennen, dass niemand dort wohnt. Die Löcher im Parkett werden bleiben, die tiefen und die weniger tiefen.

Gegen Abend bin ich wieder am See. Ich wäre nicht verwundert gewesen, ein Ruderboot der Feuerwehr und Taucher zu sehen. Eine Frau in mittleren Jahren kommt aus dem Wasser und auf mich zu, tropfend und ein wenig prustend im grüngelb gepunkteten Bikini. Kurz darauf taucht, buchstäblich, ihre Tochter auf, hellblauer Bikini, exakt die jüngere Version ihrer Mutter, so im Verhältnis 23 zu 45 etwa, schätze ich. Sicher gehen sie täglich hier schwimmen, solange das Wetter vorhält. Wie lange wohl würde es brauchen, wieder unvoreingenommen ins Wasser zu gehen, wenn bekannt würde, dass man tagelang das Wasser mit einer Leiche teilte? Auf dem Weg zur Straßenbahn fällt mir eine Kastanie auf den Kopf, genauer gesagt auf den Hut. Vorsichtig nehme ich die stachelige Kugel aus der Hutkerbe und lege sie auf eine kleine Mauer. Dann fährt mir die Straßenbahn vor der Nase weg und ich bin verloren.

Glauben Sie allen Ernstes an Babette und die Geschichte mit Paris? Eine Großstadt, noch dazu diese, ist sehr anstrengend, und es braucht Jahre und Jahrzehnte, sich daran zu gewöhnen. Babette ist nicht nach Paris gezogen, und in den Löchern im Parkett stehen immer noch die kleinen, altmodischen Sessel, die Bilder und die Wanduhr hängen, die Möbel und das Bett stehen noch. Nur die Küche ist abmontiert, der Einbau der neuen für heute vorgesehen. Als ich die Wohnung betrete, finde ich den Hausmeister im Gespräch mit den Handwerkern. Ich höre, wie er sagt, die Wohnungsinhaberin sei verreist und nicht zu erreichen, er jedenfalls könne das nicht entscheiden. Dann sieht er mich und ist sichtlich erleichtert. Ich muss entscheiden. Soll die Tür des Kühlschranks links oder rechts

angeschlagen werden, fragt man mich, und ich sage sofort links, der Handwerker ist einverstanden und bittet mich, auf einem Blatt zu unterschreiben, auf dem mit Bleistift *Linksanschlag Kühltisch* geschrieben steht. Ich will eine Bemerkung machen, verkneife sie mir aber, als ich in das Gesicht des Handwerkers sehe. Er sagt, gegen 16 Uhr werde alles fertig sein, dann müsse ich die Sache abnehmen und noch einmal unterschreiben. Er sieht mich an, als wolle er fragen, ob ich um diese Zeit noch leben werde. *Bis später*, sage ich.

Wieder zuhause suche ich meine Badehose. Der Wetterbericht sagt für die nächsten zwei Tage Spätsommerwetter an. Ich frage mich, ob die anderen Schwimmer ihre Wertsachen und Schlüssel einfach am Ufer liegenlassen. Die kleine Innentasche in der Badehose ist zu klein für meinen Schlüssel. In einem Sportgeschäft kaufe ich einen speziellen Gürtel, in dem Schlüssel und Geldbörse wasserdicht mitgeführt werden können. Als ich am See ankomme, steigen Mutter und Tochter eben hinein. Ich ziehe mich aus und lege meine Kleidung zwei, drei Meter neben deren Kleiderhaufen und geheforsch ins Wasser. Das Ufer ist flach, das Wasser fast klar und lauwarm, der Grund steinig. Als ich vollends eintauche, denke ich an den Leichnam, der sich etwa in der Mitte des Sees befinden müsste. Nicht auszudenken, ich berühre mit meinen Füßen die Leiche, die womöglich zwischen Grund und Oberfläche treibt. Es schüttelt mich. Nach einigen kräftigen Schwimmstößen ist der Grund nur noch schemenhaft zu sehen. Ich werde mir eine Taucherbrille kaufen müssen. Jetzt nehme ich mir zunächst einmal vor, quer durch den See zu schwimmen. Als ich ziemlich exakt in der Mitte bin, sehe ich am Ufer einen Mann, der auf den See blickt, und im selben Moment überkommt mich eine seltsame Schwäche. Bin ich die Leiche im See?, denke ich, während der Mann langsam weitergeht. Das Wasser ist leicht ge-

kräuselt, und kalt, sehr kalt, kein anderer Schwimmer ist zu sehen, es ist ruhig, kein Straßenverkehr, und wenn diese Geschichte nicht erfunden wäre, wäre es um mich geschehen. Eben das denke ich und mache mich los von meinen eigenen, dummen Gedanken. Als ich am gegenüberliegenden Ufer ankomme, steige ich aus dem Wasser und beschließe, um den See herumzugehen, am Ufer entlang, dort, wo Wiese ist. Bereits nach wenigen Schritten trete ich in Hundekot, so dass ich dann doch zurückschwimme. Der Mann ist nicht mehr zu sehen, als ich wieder aus dem Wasser steige und mich abtrockne. Mein linker Fuß stinkt. Auf meinem Kleiderhaufen liegt ein Zettel, auf dem mit Kugelschreiber etwas geschrieben steht. Es sind kyrillische Buchstaben, aber deutsche Worte. *Kaffee und Kuchen*, lese ich, *Schwimmen macht hungrig*, dann eine Adresse. Mutter und Tochter sind bereits fort. Haben sie den Zettel hinterlassen? Ich frottiere meinen linken Fuß und stopfe das Handtuch in einen Mülleimer.

Ich gehe in die andere Richtung, nicht zur Straßenbahn. Wieder eine Kastanie, die mich aber diesmal verfehlt und aufplatzt. Linker Hand stehen einige kleine zweistöckige Häuser, deren Terrassen durch griechisch anmutende Säulen links und rechts begrenzt werden und die den darüber liegenden Balkon stützen. Der Putz bröckelt, alles macht den Eindruck ehemaliger Herrschaftlichkeit, der an anderen Seen der Umgebung besser gelungen ist. Ich muss an Babette denken, an ihren Traum von Paris und ihren armen Mann, der in einem Sessel starb, der ihm zu klein war. Zwei Männer mussten die Armlehnen nach außen ziehen, während die zwei anderen den leblosen Körper befreiten. Sicher wollte er sich selbst noch retten aus dem Ding, um den Notarzt zu rufen, aber seine Kräfte reichten nicht aus. Eines der Häuser hat die Hausnummer 24, und als ich an der nächsten Kreuzung am Bushaltestellenhäuschen den Straßennamen lese, erkenne ich, dass es die Adresse ist, die mir aufgeschrieben worden war. Ich gehe zu-

rück und betrachte das Haus mit neuen Augen. Die Fenster sind geschlossen, es sind keine Pflanzen auf den Fensterbrettern zu sehen. Das Haus wirkt wie ausgestorben. Ich gehe weiter, jetzt doch in Richtung Straßenbahn, aber noch bevor ich die wenigen Stufen zu dem Weg um den See hinuntersteige, dringt mir Kaffeeduft in die Nase. Wenige Minuten später sitze ich in einem Wohnzimmer zwei Frauen gegenüber, die sehr glücklich scheinen. Vielleicht wollen sie mich essen, denke ich.

Auszug aus „Tauge/Nichts. Erzählender Essay“

Geschieht es, den Menschen fällt partout nichts mehr ein, so erfinden sie sich ein Gegenteil. Von sich selbst. Wie sie sich sehen. Wie sie überzeugt sind zu sein. Ein Anderer, der folgerichtig nicht besser, nein, schlechter ist als sie selbst. Die reinste Tagträumerei, möchte man meinen. Erfinden sich zudem, als Gegenteil des Gegenteils, selbst auch noch einmal ganz neu und dazu gleich in einem Aufwasch eine Leerstelle, in die dieses erste Gegenteil hinein muss. Nicht sie selbst, bewahre. Ein Loch.

Ein Loch also. Kein Sein ohne Gegensein, kein Gegensein ohne Ort. Es gilt: Aus Gut mach Böse, aus Fleiß mach Faul, aus Oben Unten, aus Richtig Falsch. So das Prinzip. Leerstelle des Nicht-Ich. Das Loch. In das dieses Gegenteilige hineingesteckt wird. Der Nichtsnutz, der Tagedieb, der Hallodri, der Faulenzer. Der Taugenichts. Er ist kein Zwilling, kein Doppelgänger und kein Spiegelbild. Eine Kontradiktion, das ist er, wie er lebt und lebt. Sinn und Zweck seines Daseins sind überwiegend eindeutig uneindeutig geregelt. Er taugt nicht, so viel ist immerhin sicher. Der lebende Widerspruch.

Selbst erfunden hat er sich nicht. Der unbeschreiblich nützliche Mensch hat ihn erschaffen, den Anderen. Und da ist er nun, der Taugenichts. Was treibt er so, fragt man sich. Auch wer nichts taugt, muss etwas treiben. Seine Abenteuer wollen beschrieben sein. Der Welt geben, was der Welt ist! Sollte der Taugenichts nunmehr etwa selbst zur Feder greifen? Er muss es sogar, denn das Erfundensein kann er nicht auf sich sitzen lassen, auf gar keinen Fall! Koste es, was es wolle!

Fakt ist überdies, Joseph von Eichendorff hat es nie gegeben. Wer das Gegenteil behauptet, lügt wie gedruckt.

Mitten auf dem Markt in Leipzig ist ein Loch. Es ist so tief, dass der Taugenichts den Grund nicht erkennen kann. Ein unglaublich ungepflegter Bagger steht unmittelbar daneben, er muss wohl einmal gelb gewesen sein. Ein wenig weiter ein nagelneuer Tanklaster, von dem aus ein schwarzes, flexibles Rohr zum Loch hingelegt worden ist, in dem es verschwindet. Der Tanklaster macht einen Höllenlärm. Ein ungepflegter, hässlicher Bagger, der schweigt, ein hochglanzpolierter Tanklaster, dessen Motor brüllt. Drumherum eine Baustellenabspernung, sehr modern, rot-weiße Plaste mit fest installierten Lampen, die gelb blinken. Ganz früh am Morgen. Kein Mensch zu sehen. Das Rohr verschwindet in tiefer Dunkelheit, buchstäblich. Ob hier etwas hinein- oder herausgepumpt wird, ist aber nicht recht klar. Plötzlich er stirbt der Motor des Tanklasters, ein paar glucksende Geräusche, dann Totenstille. Man könnte eine Haarnadel fallen hören. Klar ist aber noch immer nichts, denn entweder ist das Loch voll und der Tank leer, oder der Tank ist voll und das Loch leer, oder aber der Tank ist leer, das Loch aber bei weitem noch nicht voll, oder der Tank ist voll, das Loch aber noch nicht leer. Er geht zum Tanklaster. Aus dem Motorraum dringt eine wabernde Hitze, es riecht nach Öl und Diesel und Schmierstoffen, nicht aber nach Männerschweiß. Oder doch? Er hat so eine Ahnung. Er sieht sich ganz verzerrt im Chrom des Tanks. Der Laster macht was her, keine Frage. Lange Motorhaube, für den Highway konzipiert. Eine riesige Schlafkabine. Alles dunkelblau lackiert, metallic. Alle Wetter, denkt er. Und Sternchen drauf. In Gelb. Wer damit keinen Eindruck schindet, dem ist nicht zu helfen. Die ersten Passanten tauchen auf und gehen quer über den Markt. Schlecht angezogene Leipziger und Pendler aus dem Umland, die für die besser angezogenen Leipziger fleißig die Drecksarbeit machen. Selbst die Jüngeren sehen nicht wirklich jung aus. Alle tragen Turnschuh und Röhrenjeans und diese Anoraks.

Die ganze Nacht ist der Taugenichts in Leipzig herumgestiefelt, der Altstadt, alles tote Hose. Eine Bar irgendwo mit roter Leuchte, in der aber nur alte Männer. Eine überfahrene Taube, ganz platt. Es gibt Städte, da ist nachts mehr los. Dann aber der Bagger und der Tanklaster und das schwarze Loch. Das Abenteuer beginnt.

Aufbruch also, kürzlich, lange her: Sagen Sie A, wird gesagt, während mir die Stablampe den Rachen ausbrennt. Eine veritable, chronische Mandelentzündung haben Sie da! Ja, sage ich und schlucke mühsam. Aus frühen Kindheitstagen, des Wohnorts Hagen in Westfalen wegen. Ins Tal gezwängte Industrie. Luft zum Schneiden, Verstopfen natürlicher Ströme. Meine Tante sei schuld, sagte mein Vater, der Rechtspfleger. Ziehe nicht, so sie zur Schwester, also meiner Mutter, in den Wohnort der Schwiegereltern. Schwerte an der Ruhr. Ich schlucke schwer. Wird notiert, sehe ich, ich werde, denke ich, zu Wort und Satz. Die Ärztin dreht den Monitor zu mir und zeigt mir alles. Kein Vater, keine Mutter, keine Tante, stattdessen Blutwerte, Vorerkrankungen, familiäre Dispositionen, dazu manch Abkürzung (AK), mir schleierhaft. Ein Meer aus Zeichen plätschert leise gegen die Ufer meiner Existenz. Ein dunkles Meer. Mmh, sage ich. Sie dreht den Monitor zurück, legt die Finger anschlagsbereit auf der Tastatur zurecht und fragt nach meinem Liebesleben. Art, Häufigkeit, Wertigkeit. Ich sehe prompt auf ihren Busen. Ist mir aber durchaus nicht peinlich, was fragt sie auch so etwas! Läuft, sage ich schließlich nach einer Weile, mit allem Drum und Dran. Sie notiert. Können Sie mir das ausdrucken, frage ich. Die Frau Ärztin besitzt eine schöne Nase, einen kleinen Mund, das notiere ich mir innerlich, direkt nach der Sache mit dem Busen. Nach weiteren Fragen, Stuhlgang, ob ich im Bogen zu pissen vermöge, und einigen Betastungen – darf ich, fragt sie, aber ja, sage ich – werde ich schwarz auf weiß als überwiegend gesund ausgedruckt und verabschiedet. Kaum im Freien blinzele ich an einer auf

der Linde der Pappel gegenüber sitzenden Amsel vorbei in die sich noch knapp über dem Dachfirst haltenden Sonne.

*Mein Vater war kein Kaufmann.*¹

Ich erinnere mich dunkel. Von Hagen in Westfalen steil am Hang Lützowstraße 10 über den Berg nach Schwerte an der Ruhr. Da war ich knapp sechs, fünf noch, Ende 1969. Anderthalb Jahrzehnte später verließ ich diese Stadt wieder. Ich hatte die Schnauze gestrichen voll und die Taugenichterei war mir in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn du so weitermachst, so die Mutter: Straßenfeger.

Mit sechs trat ich in die Grundschule eines gewissen Kardinals von Galen ein, wo ich vier lichtlose Jahre verbrachte. Der Hausmeister, grauer Kittel, Glatze graubekrönt, weißer Rollkragenpullover, mit appem Arm. Ärmel zugenäht. Kriegskrüppel. Wer sich beim In-die-Schule-Hineinschreiten nicht die Schuhe abputzte, der wurde gepackt. Einarmig gnadenlos. Und gezwungen. Vom gepackten Nacken aus die Schuhe mit Trotz in die riesige Fußmatte stoßen. Losgelassenwerden, ein kleiner Schubs noch. Einer, erinnere ich mich, fiel. Zuvor in Reih und Glied aufgestellt. Auf dem Hof. Klasse für Klasse. Nach Aufruf hinein. Westdeutschland, Westfalen 1970ff. An einarmigen Hausmeistern vorbei. Kontrolle. Sechs Tage die Woche. Wer während des Unterrichts quatschte, bekam eine geknallt. Von hinten. Katholisch. Quatschen verboten. Oder wurde in die Ecke gestellt. Rücken zur Klasse. Im rechten Winkel. Samstags Sirenenalarm, zur

¹ „Mein Vater war ein Kaufmann“, so der berühmte Anfang des Romans *Der Nachsommer* (1857) von Adalbert Stifter, in dem der Vater dem Sohn „die ganze Rente der Erbschaft des Großsohns“ zu freier Verfügung überträgt und zugleich klarstellt, dass er, der Vater, ihm, dem Sohne, niemals wird Geld geben noch auch nur vorschießen werde. – *Das* ist doch mal eine klare Ansage!

Probe, um zwölf, auf dem Dach des Gymnasiums gegenüber. Falls der Russe doch noch käme. Und immer die Hände bei sich behalten. Gerade sitzen. Bittere Paste auf die Fingernägel, sie nicht zu bekauen. Wer Nägel kaut kriegt: Blinddarmentzündung. Linkes Bein hochziehen, tuts weh, dann: Blinddarmentzündung. Und zwar rechts. Einfach zu merken. Links, rechts. Dutzende Male am Tag das linke Bein hochgerissen, in sich hineingefühlt. Tat's nun weh oder nicht? Schlaflose Nächte. Aufgestanden, Bein hochgerissen. Aber auch Linkshänder zu Rechtshändern, da hatte ich Glück. Eines Tages die Welt von draußen, plötzlich da, ein Zirkuskind, ein dunkler, langhaariger Junge. Frech und frei. Zirkus in der Stadt. Zappelte, klampfte auf der Lehrerin Gitarre. Verbeugte sich, dunkel, pechschwarzes Haar. Dankte unterwürfig von oben herab. Gitarre kaputt. Hände zum Klatschen, dann wieder bei sich behalten. Zirkus in der Stadt. Kindervorstellung.

Meine Mutter. Bei den Nönnekes. So als ganz junges Ding, Ende der Vierziger. Auf dem Lande, Sauerland, Haushaltsschule, kurz nachem Kriech. Ora et kokora. Kein Gedicht, beileibe nicht: Die Fußgänger-Zone der westdeutschen Stadt. Neben dem Protestantismus der zweite Grund und Boden aller Kapitalismen. Doch auch Quell meiner Erkenntnis: Hier muss ich weg. Statt zu bleiben.

Wo sollen wir dich noch unterkriegen? So die Frage allenthalben. Wo ich auch auftauchte. Durch mich hindurch. Schulterklapps. Wird schon. Stell dich mal da hin. Warte mal. Kommt einer. Holt dich.

Wenn du so weitermachst: Straßenfeger. So also Mutter. Das Gymnasium. Fünfte, sechste Klasse. Die Schulnoten. Unterirdisch. Sind alle besser als du, sagt einer auf dem Weg runter in den Keller, Kunstunterricht. Weißt du das

nicht, fragt er. Nein. Zuhause erzählt, Vater schweigt dazu, sagt aber immer seinen Satz auf, ins eigene Schweigen hinein, passgenau: Die 4 ist die 1 des kleinen Mannes.² Trost. Bist doof und bleibst doof, kriegen dich aber schon irgendwo unter. Beschützerinstinkt. Aber Sorgenkind. Biste! Später Realschule, sitzengeblieben, dann Beratung bei der Arbeitsamttante, issen Junge, also Technik, also Fachoberschule und ab dem 18. Geburtstag die Entschuldigungen selbst verfasst und Abgang und dann in die Lehre geschickt. Tischler. Alle sonst besser, besser, besser, die ganze Clique – und alle mit: Abitur. Gehaut. Mit kleinem ch statt rollendem r am Ende. Drei Jahre Hobelbank. Sich klein machen lassen oder sich nicht klein machen lassen. Wo gehobelt wird, da fallen Späne. Selber hobeln, Späne machen.

Straßefegend aus der Stadt hinaus. Vorbildlich. Folgerichtig. Ich fege und fege. So etwas träumt man nicht. Die Borsten knallen auf den Asphalt. Der Dreck muss weg. An Häusern und Gärten vorbei. Sich ins Freie fegen. Ich weiß gar nicht, wie mir ist. Weitermachen. Bald darauf Landstraße. Beidseitig besäumt von Bäumen, die ich ihrer Form und Besonderheiten wegen als Ahorne zu erkennen glaube. Das ist ein Ahorn! So könnte ein Schulbuch beginnen. Buntes Bildchen, der Baum, das Blatt. So sieht es aus. Oder eine Ulme. Das ist eine Ulme! Das Ulmensterben der Siebziger. Also Ahorne. Sie spenden Schatten und sind, aus schlechter Erfahrung mit Lastkraftwagen, nach innen zur Straße hin verkehrsgerecht gewachsen, hohle Gasse und Dach bildend. Nach außen aber geben sie sich hin.

² In der BRD ist die 4 ein „ausreichend“, die 5 ein „mangelhaft“ und die 6 ein „ungenügend“. In der DDR bedeutete die 4 ein „genügend“ und die 5 ein „ungenügend“, eine 6 gab es nicht.

Einer mit Klumpfüßen, Schuhe wie Hufe, schwarz. Klump. Stalingrad, sagt mein Vater, mit dem letzten Flieger da noch raus. Auch Rechtspfleger geworden. Stalingrad, denke ich, Stalingrad, die Zehen einzeln abgebrochen, weggefroren, sagt mein Vater, daran sei Hitler schuld. Hitler, frage ich und mein Vater verzieht das Gesicht. Alle verzogen immer das Gesicht. Arm ab, Zehen einzeln abbrechen, Hitler. Jüppchen Goebbels sagte mal einer, nachdem ein anderer Hitler gesagt hatte. Gesicht verzogen, Themenwechsel.

Du bist mir ein Feger, sagt der Großvater mütterlicherseits, zeigt mir die Sporen aus dem Ersten Weltkrieg, setzt mich in den weißen Peugeot 404 mit den roten Sitzen und rast mit mir durchs Sauerland. Mutters erster Verehrer hatte den James Dean gemacht in den Fünfzigern. Sportwagen im Graben. Tot für alle Ewigkeit. Zeitungsartikel. Das Land fordert seine Opfer.

Ich bin ein Ich, so rief Jean Paul als Knabe urplötzlich aus³ und erntete eine Holzlege, in die prompt der Blitz fuhr. Aus ihm wurde ein Siebenkäs. Tauge nicht, tu nicht gut!

Auf dem Gymnasium Handarbeitsunterricht. Für Jungs wie Mädchen. Fortschrittlich. Ehemaliges Mädchengymnasium. Selbstgrobgestrickt der Pullover der Lehrerin, nix drunter, Kleinstadt in den 70ern, da wuchsen mir die Sinne für die Schönheit der Dinge. Für's Leben gelernt. Den Marienkäferkissenbezug aber nie fertiggeknüpft, Hausaufgabe, Vatter sprang ein und blieb dabei, beim

³ „An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht *ich bin ein Ich* wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig.“ Jean Paul: *Selberlebensbeschreibung. Zweite Vorlesung*.

Knüpfen. Heut' noch Wandteppich um Wandteppich, ein Knüpfen war gewesen und ein Knüpfen, Knüpfen, Knüpfen, Knüpfen und Knüpfen, weg aber muss es am Ende doch, kommt alles weg, sagt die Mutter, kaum noch fragend. In die Mülle. Alles weg. So der Lauf der Dinge.

Ich denke (träume), ich trotte schwitzend eine lange Weile. In die Welt hinaus. Besen neben das Ortsausgangsschild mit dem Stiel in die Erde gerammt. Kriegserklärung. Mir ist die Welt nun außerhalb. Ohne zu zögern gehe ich weiter. Ich atme frei durch. Eine Tankstelle linker Hand liegt brach, sehe ich, alles zerschlagen, besprüht und verrostet, der Asphalt aber hübsch durchstoßen von Grasbüscheln, Löwenzähnen und kleinen Bäumchen. Näherkommend höre ich in den leeren unterirdischen Benzin-tanks dumpf die wilden Männer toben. Die Presse berichtet und die Polizei kann machen was sie will, ausrichten tut sie nichts. Eine Sucht in Zeiten wie diesen. Raus aus dem Trott. So toben und toben sie in ihrem unterirdischen Reich und laufen verbeult aber stolz durch die Gegend. Ich aber muss hier weg. Nur weg. Wo die Allee einen flimmernden Punkt darstellt am Horizont ein Automobil. Ein Punkt in einem Punkt. Ich verstecke mich hinter einer Linde, die sich, wer weiß wie sie es anstellte, zwischen all die Ahorne gesetzt hat, ein Außenseiterbaum, aber in Reih und Glied. Genau gegenüber eine Ulme, die sich hat retten können. Derweil ist der Wagen heran, biegt auf meiner Höhe mit einem Ruck rechts zur Tankstelle ab und kommt vor dem Kassenhäuschen zu stehen. Eine Grauhaarige mit einem pfannekuchartigen Mondgesicht, neben ihr eine zerschlagene Fratze, sicher ihr Mann. Sie bringt ihn zum Toben, scheint mir. Ich fasse einen Plan. Sobald die Frau ihren Kerl der Unterwelt der Tanks überantwortet hat, stelle ich mich ihr in den Weg und verlange die Mitfahrt! Wer weiß, womöglich wird eine Art Roadmovie daraus. Unterwegs bin ich so oder so. In der Linde

muss wohl ein Vogel hocken, ich schaue nach oben. Alles grün. Er singt ein beschaulich, wenn auch eintönig Lied. Ich fasse Mut und laufe zur Tankstelle, quer über die stau-
bige Straße und direkt auf den Wagen zu, einen Toyota Starlet Kombi, der mal rot gewesen sein muss. Mit genau so einer Karre hat meine Oma väterlicherseits ihre Hühner transportiert, die eines Tages über sie herfielen und sie tot-
pickten. Sie hatte Körner im Haar. Eine traurige Ge-
schichte, die auch die Hühner nicht überlebt haben. Die-
ses Auto aber ist leer und der Motor läuft in einer an-
und abschwellenden Gemütlichkeit, als murmele er wie abwe-
send vor sich hin. Die Sonne brennt mir auf den Kopf. Die Frau nicht in Sicht. Untertags Gepolter, Toben und Toben. Ein Schrei. Kurzentschlossen steige ich ein und fahre davon, mit dem Wagen punktgenau die Allee ent-
lang, bis es sich was hat mit den Bäumen. Bergwiesen fol-
gen und Linkskurve auf Rechtskurve auf Linkskurve, es geht in Serpentina bergauf. Ich kenne den Berg. Als Kind mit dem Schlitten hinuntergerodelt. Dessen Bauch, so die Legende, nur die Zwerge kennen. Hat mir die Oma mit den Hühnern erzählt. Die Zwerge! Immer dem Golde, dem Gelde hinterher. Wie so viele. Die Zwerge aber müs-
sen es ausbaden.

Der Wagen, ich meine das Automobil, ist mein Freund geworden. Wir fahren und fahren. Täglich klaue ich ihm neue Nummernschilder. Einmal hätte mich fast die Polizei in Gestalt zweier Polizisten am Straßenrand angehalten, doch die Kelle des einen sank mut- und kraftlos herab, als er meiner ansichtig wurde, während dem anderen ein plötzlicher Windstoß die Polizistenmütze vom Kopf in den Graben wehte. Ich setzte unbehelligt meinen Weg fort und würdigte beide nicht eines Blickes. Augen auf bei der Berufswahl, sage ich immer, wenn es denn dieser Bemerkung bedarf. Ich zum Beispiel habe überhaupt gar keinen Beruf!

Einer meiner Großväter war Eisenbahnwagen-, der andere Malermeister. Von den Großmüttern ist mir kein Beruf überliefert. Mein Bruder aber ist ein Kaufmann. Die mir obliegende Taugenichtseriei liegt also nicht in der Familie. Aber auch die Rechtspflegerei hat keinen Bestand, sie kam aus dem Nichts und geht wieder ins Nichts zurück.

Mutters „Mit dir kann man gar nicht angeben“. Oft gehört. Aber mal ehrlich, war's umgekehrt nicht genau so.

Bald schon quäle ich mein armes Gefährt über einen hohen Pass, ein Joch. Bergauf, bergauf geht es, derweil die Schneefallgrenze von oben nach unten an mir vorbeizieht und wie ein Papierflieger kreiselnd und im selben Tempo wie ich und mein Auto in die Höhe in die Tiefe segelt. Zum Glück aber bleibt es trocken, is' ja Sommer, auch wenn es oben auf dem Pass grad mal eben 8° Grad sind, Celsius. Das Joch enthebt mich der Notwendigkeit der Durchfahung der Berge. Tunnel, kilometerlang, Stau, Maut und Gefahr. Einmal hinein, nie wieder hinaus. Dann lieber Joch.

Eines Morgens erwache ich benetzt von Tau, oder sagen wir ruhig klatschnass, neben dem Automobil, das aber ebenso wie ich nur von außen nass ist. Allerdings ist so ein Auto innen teilweise hohl, so dass ich mir ernstlich und nicht zum ersten Mal vornehme, die nächste Nacht im Inneren zu schlafen. Ich muss mich überwinden. Doch nicht nur nass bin ich an diesem Morgen, an dem das begonnene Abenteuer sich nahezu nahtlos fortsetzt, sondern auch entschlossfreudig, mehr denn je sogar. Der nächste Ort, so war mir klar, wird einen Bäckersladen haben müssen, in dem mir die schönste Frau das beste Frühstück meines Lebens vorzusetzen hätte. Und so geschah es. Unnötig natürlich zu betonen, dass meine einfache Ortsanwesenheit nicht ausreichte, sie, die Schönheit, ungesäumt

zu romantisch anmutendem Aktionismus zu versuchen. Doch sie würdigte meinen Wunsch nach Zusammenkunft immerhin mit einem Lächeln. Versonnen sah ich ihr nach, wie sie so anmutig hinter der Theke verschwand, blickte dann über den kleinen Marktplatz, mümmelte mein Brötchen und besah sie, die Schönheit, im Spiegelbild der vom Vordach beschatteten Fensterscheibe. Das machte sie noch schöner.

Die Sache ist ernst. Nicht immer überall gleichzeitig, aber immer. Mal ist Poesie, mal Krieg. Manchesmal auch beides. Schlechte Zeiten schaden nicht der Kunst, aber dem Leben. Während ich gegen Abend also im Staub der Straße Nummernschilder abschraube, o ja, ich weiß, das ist nicht rechtens, sehe ich meine Schönheit aus der Dankelperspektive, hockend hinter fremdem Gefährt, statt wie erwartet allein mit einem bebärteten Stutzer Hand in Hand aus der Backstube kommen. Drei Frauen, eine klein, eine groß, eine alt, stehen derweil am Straßenrand gegenüber, und auch ihnen ist Entsetzen ins Gesicht geschrieben. Ich jedenfalls breche vor Schreck zusammen und falle mit dem Gesicht in den Staub. Solch eine Schönheit mit so einem Schmierfinken, denke ich, mich aufräufend – freche Fresse, speckige Köteraugen, fettiges Haar, ein Leib wie aus Lumpen zusammengeleimt! Ein Unding! Sie gehen, sehe ich, die Dorfstraße hinauf Richtung Wald und Berg, die Tannenspitzen und Laubbaumwipfel sind eben noch von der Sonne beleckt, es wird Abend und ich ahne, wo es sie hinzieht zu welchem Zwecke. Ich schmiede umgehend einen Plan, die Schönheit zu retten. Ich weiß mich eins mit allen. Schnell husche ich zu meiner Starlet, schraube die alten Schilder ab und die neuen an, springe hinein und starte den Motor. Mit dem Kerl werde ich schon fertig, denke ich, so oder so.

Frauen als solche sind, um das einmal kurz anzusprechen, nicht so wunderbar, wie es einem als Mann mitunter erscheinen mag. Die Beine der Frauen, die mögen in der Tat magisch sein, man kann es gar nicht oft genug sagen, es gibt sogar Studien dazu, etwa *La Nuit américaine / Die amerikanische Nacht* (Frankreich, Italien 1973. Regie: François Truffaut), aber sonst handelt es sich bei der Frau als solcher um Menschen wie du und ich. Ich weiß wovon ich rede, denn entgegen aller meiner Erwartungen war es nämlich meine Schöne selbst, die sich, kaum sprang ich dem falschen Pärchen in den Weg, umgehend anschickte, diesen gespinntigen Jüngling gegen mich zu verteidigen, so als hätte ich ihn zu rauben im Sinne gehabt! Potzblitz, dachte ich, denn damit hatte ich ja nun überhaupt nicht gerechnet, dass nämlich also sie einen Knüppel, einen armdicken Ast, gegen mich schwang und mich, den völlig Überraschten und Wehrlosen, zu allem Unglück auch noch traf, an der Stirn, den Händen, den Unterarmen, den Schenkeln gar, bevor ich ihr klarzumachen auch nur die Gelegenheit hatte, sie doch allein um ihres Glückes willen aus den Fängen dieser Gestalt dort befreien zu wollen. Schon hockte sie auf mir und bedachte mich mit Faustschlägen noch und nöcher, und am Ende war es gar dieses zusammengeleimte Etwas, das sie, die Schnaubende, die Blut und Galle Speiende, von mir zog, an der Hand packte, hochriss und tief in den Wald entführte. Der Anmaßende! Oh Bürschchen! Dümmling! Das Ende vom Lied war, dass ich verbeult und blutbefleckt auf meine Starlet zuhumpelte. So saß ich also, unfähig auch nur den Zündschlüssel zu drehen oder die Kupplung zu treten, in meinem Auto, blutete vor mich hin und verlor alles Bewusstsein, das der Schönheit, der Anmut, der Sanftmut, ja meines Seins selbst.

Das Sein immerhin erlangte ich endlich wieder. Dunkelheit umgab mich, Schmerz durchfuhr mich, die Schönheit

hatte mich in der Tat übel zugerichtet. Ein neuerliches probeweises Betätigen aller Gliedmaßen, so böse es auch weh tat, ergab aber eine ausreichende Funktionalität. Ich startete Starlet. Langsam ging es den Waldweg hinab, den ich Stunden zuvor so hoffnungsfroh hinaufgefahren war, um der Schönheit willen, die nun verloren ist. Elend war mir zumute. Mir blieb nichts anderes übrig als zu fahren. Schalten, Kuppeln, Lenken, Blinken, Kopfwenden, alles alles alles schmerzte. Oh Schönheit, dein Preis ist hoch!

Bei den Großeltern väterlicherseits im Städtchen Schwerte an der Ruhr in der Eisenbahnerwohnung gab's immer ein Klümpken, ein Malzbonbon, wann immer ich sie besuchte. Dann kamen ein paar Eierkohlen in den Küchenherd, selbst sommers, und es wurde muckelig warm. Mit 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 Jahren ist so ein Bonbon Belohnung genug. Bairische warn's, Tüte weißblau mit braunen Klumpen drauf, im Küchenschrank oben in der Mitte rechts.

An einem Morgen danach war der Opa, es war ein Samstag, tot.

Er würde nie wieder bellen.

Ausflugsschiff, Kölle am Rhein. Ich dem Opa gegenüber. Oben auffem Deck. Los ging's. Bald schon ein tief im Wasser liegender Frachtkahn, der uns überholte, darauf ein Hund der bellte und bellte und der Opa zurück und der Hund und der Opa, ein Bellen und ein Bellen. Angst gehabt, der Hund spränge ins Wasser. Trotzdem gelacht. Josef.

Vorbei. Tot.

Was aber schließt ein zwölfjähriger Knabe aus dem Tod? Aus dem Taugen folgt ein Nichts – *das* schließt ein zwölf-

jähriger Knabe daraus. Leben, dann Tod. Tot für immer. Aus der samstäglichem Schule zu der Wohnung der Großeltern, Sitzung im Rechteck im Wohnzimmer, alle Plätze besetzt, in der Ecke der Ofen, schweigend wie alle. Onkel, Tanten, Cousinen und die Oma. Soll er, nein, so wurde entschieden, soll nicht, soll ihn in Erinnerung behalten, wie er war. Schlafzimmer hinter der Wohnungstür rechts, das begriff ich plötzlich, da liegt er, tot. Und draußen auf dem Bahndamm donnern die Züge. Wagenmeister, Wagenmeister. Tot.

Am selben Morgen um fünf oder sechs in aller Frühe das Telefon im Flur auf dem Tischchen mit dem Deckchen unter dem runden Spiegel mit dem geschwungenen Rand aus Eisen und mit Beleuchtung. Atem angehalten, Mutter meldet sich, hört, ruft: Jetzt ist es passiert! Ich stehe in der Tür, schlaftrunken, Schlafanzug, Frottee, zurück ins Bett, Mutter sagt nichts, Rumoren, des Vaters bassiges Organ, ich verstehe, der Opa ist tot – und doch schlafe ich wieder ein. Und träume. Und da ist im Schlaf der Mutter Vater mir gestorben. Ferdinand. Und doch zum Frühstück wieder auferstanden. Stand plötzlich da auf der Leiter am Apfelbaum in Hemd und Weste und pflückte Äpfel und tat sie in den Korb, der mir immer schwerer wurde und den ich aber tapfer hielt. Da war ich plötzlich ganz glücklich, ein Albtraum, der Opa lebt, er lebt, der andere Großvater aber tot, tot, im selben Moment, Leben und Tod, Glück und Unglück, im Schlaf gestorben, des Vaters Vater. Josef. Dann zackizacki, Marmeladenbrot, Früchtetee, Zähne geputzt, gezogen und ab auf's Rad zur Schule. Vorbei an der Stelle an der Kreuzung an der Pipi-Langstrumpf-Villa, ihn oft getroffen eben dort auf dem Weg von der Kirche nach Hause in aller Frühe nach dem Läuten der Glocken. Bim-Bam, aber streng katholisch. Nach der Schule zu Oma und Opa, sagt Mutter. Ich nicke. Stunden später, aus dem Hellen, Frischen ins Dunkle. Sitzen, Schweigen,

soll ihn in Erinnerung behalten, wie er war. Das Schlafzimmer hinter der Wohnungstür rechts. Tot. Und draußen auf dem Bahndamm donnern die Züge.

Auszug aus „Nebelleben. Stichproben ins Unge- wisse“

Erster Teil

Sind *Sie* das?, fragt man mich. Nein, antworte ich und ernte einen misstrauischen Blick, das ist eine Fotografie, sie sagt so gut wie nichts über mich aus, wohingegen etwa eine gut bedachte und literarisch gut erzählte, einen Menschen betreffende Begebenheit immer zu einem leidlich klaren Bild führen kann. Zu deutlichen, eigenen Bildern, zu Vorstellungen, die einen Menschen begreifbar machen, während die überscharf und überdeutlich produzierten Bilderfluten sowohl der Vergangenheit als auch besonders der Jetztzeit unmittelbar Schwammigkeit erzeugen. Nebel. Wer alles in den Fokus nimmt, nimmt nichts in den Fokus.

Ganz anders der Sprachkünstler, der aus der Ahnung, der nebulösen Unschärfe der Erinnerung heraus deutliche Bilder möglich zu machen sucht und so einen Bilderreigen herstellt. Die *Vorstellung* beginnt dementsprechend damit zu fragen, wie dieser Mensch, von dem *hier* erzählt wird, den ich mir auch selbst erzähle und der ich *de facto* mal gewesen sein muss, mit (sagen wir mal) zehn, elf, zwölf Jahren lebte. Wie er, was er und wer er war. Der Nebel löst sich ein wenig auf. Lichtet sich. Die Zeit: Mitte der Siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Der Ort: Die westdeutsche Kleinstadt, nicht weit entfernt von gleich mehreren Großstädten. Ein aus den Bergen kommender, in diesem Bereich nichtschiffbarer und an beiden Ufern unbebauter Fluss säuselt, pitscht und tribbelt südlich an der Stadt vorbei. Es gibt eine Altstadt mit einer siebenhundert Jahre alten Kirche, einem spätgotischen Rathaus mit Laubenhalle, einem Marktplatz und einigen Straßen mit Fachwerkhäusern aus dem frühen 19. Jahrhundert. Dazu einen Bahn-

hof, einen Güterbahnhof, ein ehemaliges KZ-Außenlager und verstreute Gewerbe-, Wohn- und Waldgebiete sowie Industrieanlagen. Nicht zu vergessen die beiden Autobahnen, die sich hier seit Jahrzehnten kreuzen. Sie bestreichen die Stadt, befindet man sich oberhalb an den Hängen, mit einem rauschenden Brummen und Brausen. Das aber hängt von der Windrichtung ab und dem eigenen Standort. Im Süden das Mittelgebirge. Im Norden ein Gebirgsrücken. Im Osten Flachland. Nach Westen hin Städte. Die eigene Stadt mitten im Flusstal. Doch von all dem weiß der Junge nichts, oder wenigstens nicht viel. Zwar kann er vom Wohnzimmerfenster oder der Terrasse und noch besser vom Dachfenster des kleinen Hauses, in dem er lebt, nach Süden auf die Berge schauen, zwar kann er die ersten Ausläufer des südlichen Gebirges mit seinem Drei-Gang-Hercules-Fahrrad erklimmen, doch einen wirklichen Begriff gewinnt der Junge nicht von seiner Umwelt. Weder von den nahen Städten noch dem Flusstal noch den Bergen. Alles bleibt verschwommen. Sein Horizont ist innerhalb seines Kopfes. So kann man das beschreiben. Manchmal allerdings steht er auf einer Autobahnbrücke und sieht entweder Richtung Bremen oder Richtung Köln. Dann ahnt er etwas. Köln und Bremen. Köln *oder* Bremen. An den historisch verbürgten autofreien Sonntagen aber schweigt die Autobahn, die sonst brüllt und zischt und rauscht, vollständig. Doch gleich welches Bild er ganz und gar deutlich in Augenblicken wie diesen aufnimmt, es verschwimmt kurz darauf in des Jungen Weltganzen. Ein Dunst legt sich über das Gesehene und das Erlebte. Auch alles Geräusch wird dumpf, wie in Watte gepackt.

Der Junge ist zehn Jahre alt. Die katholische Grundschule hat er überstanden. Sommerferien. Begreift der Junge, dass die eine Schule nun Vergangenheit ist und die andere Zukunft? An einige wenige Dinge der Grundschulzeit

kann er sich recht gut erinnern. Der Hausmeister mit nur einem Arm. Orangefarbene Höschen. Der Sportplatz und dahinter das Gymnasium. Auf dem Schulhof die Bäume und der brüchige Asphalt. Samstags um zwölf heult die Sirene auf dem Dach gegenüber bei Probealarm. Kurz darauf Schulschluss. Im Musikunterricht ist er zuständig für die Triangel. Und nun soll er auf's Gymnasium, aber nicht auf das gegenüber, das da deutlich steht, wann immer er aus dem Klassenraum hinausblickt, sondern auf das andere, das ehemalige Mädchengymnasium neben der katholischen Kirche, das er aber noch nie gesehen hat. Nur daran vorbeigelaufen ist er. In diesen Ferien vor dem Gymnasium fällt ihm einiges ein von seiner Grundschulzeit. Einmal rettet er ein Mädchen, in das er verliebt ist, aus dem dunklen Wald oben auf der Anhöhe, aber das ist ein Traum. Die schwarzgerippte Unterwäsche, die er im Turnunterricht trug. Alle anderen Kinder hatten moderne, bunte Sportbekleidung. Und dann war da auch noch die Sache mit dem Diktat. Ein rotes Komma und ein Fehlerzeichen am Rand hatte auf den einzigen Fehler im Text verwiesen. Ohne zu zögern übermalte er mit dem Füller den roten Kommastrich, um sich dann bei seinen Eltern zu beschweren, keine Eins bekommen zu haben. Hatte er das Übermalen vergessen, verdrängt? Großes Hin und Her, bis die Eltern und die Klassenlehrerin einen winzigen Rest Rot im Text fanden unter seinem Füllerkomma und er überführt war. So kann er mit *Fug und Recht* sagen, in der Grundschule Lesen, Schreiben, Rechnen gelernt zu haben *und* zu der Erkenntnis gelangt zu sein, Fehler wirklich perfekt kaschieren zu müssen, will man denn bestbenotet werden. Erster sein. Von da an jedenfalls ging es bergab, bis er eines Tages, eine Bildergeschichte in Worte fassend, dann auch noch schrieb: Peter und Sabine gehen gerade die Straße hinunter. Das *gerade* wurde als falsch angesehen und die Klassenlehrerin machte eine rote Wellenlinie darunter. Da half es auch nicht, dass *gerade*, wie er

seinen Eltern zu erklären versuchte, sogar im doppelten Sinne richtig sei, nämlich *gerade* in der Bedeutung von *geradlinig* und zudem in der von *momentan*. Es war ihm absolut schleierhaft, warum man ihn nicht verstand. Dabei waren ihm die Abenteuer von Peter und Sabine absolut schnuppe. Und ja, man hätte ihn durchaus auch auf die Gedanken Arthur Schopenhauers hinweisen können, der zum einen deutlich macht, dass Sukzession das ganze Wesen der Zeit ist, was ja auch für Peter und Sabine gilt, während er andererseits auf den Schleier der Maya, den Schleier des Trugs verweist, welcher die Augen der Sterblichen umhüllt und sie eine Welt sehen lässt, von der man weder sagen kann, dass sie sei, noch auch, dass sie nicht sei. Im Ganzen hätte man also, kurz gesagt, froh sein müssen, dass er in diesen traum- und schleierhaften Zustand des eigenen und fremden Seins schreibend die größtmögliche Klarheit hineinzubringen versuchte, statt ihn für dumm zu verkaufen. [...]

Dann sitze ich plötzlich im mit Möbeln vollgestopften winzigen Wohnzimmer der Großeltern väterlicherseits. Ein Feiertag. Oder ein Geburtstag. Kaffee und Kuchen. Alle sprechen durcheinander, die Onkel und Tanten, die Eltern und die Großeltern, alle Plätze besetzt, die Cousinen am Fenster auf Stühlen, mein Bruder neben meiner Mutter, ich auf der Kante des Sofas, eingequetscht zwischen dem einen Onkel und dem andern Onkel. Ich beobachte meine beschuhten Füße auf dem oxsenblutroten Dielenboden an der Kante zum Teppich, der unter dem Couchtisch liegt. Verstehen tue ich nichts. Fragt man mich etwas, so blicke ich kurz auf und sage Ja. Über mich hinweg fliegen die Worte. Eine Tante streicht mir über's Haar. Wie schön, sagt sie. Ein Onkel ruft mehrmals *Front*, darauf *Stalingrad* der andere, *die Zehen einzeln* wieder der eine, *mit dem letzten Flieger* der andere, *abgebrochen*, und dann *raus*. Daraufhin schweigen alle, der Kohleofen

knackt leise vor sich hin, bis die eine Tante, die einmal Friseurin gewesen war, wieder mein Haar lobt. Ach, wärst du nur ein Mädchen geworden, sagt sie. Ich sage nichts.

Bist du die und die, der und der? So wird gefragt. Ein aufkommendes Unbehagen schlucken wir hinunter. Wir sagen ja. Weil wir darauf konditioniert sind von früh auf. Als Kind in der Schule fiel es mir außerordentlich schwer, *Ja* zu sagen. Nicht mal Luft holen konnte ich. Nur zu nicken wäre leicht gewesen. Oder aus einer Reihe von Schülern einen Schritt vorzutreten. Wer stolpert schon bei einem einzigen Schritt. Doch diese Zeiten des Vortretens waren vorbei, so weiß ich heute, die Zeiten von Stalingrad, Front und den abgefrorenen Zehen. In jungen Jahren wusste ich von all dem noch nichts, nur Worte liefen umher. Ich stocherte im Nebel, und glaubte ich etwas zu erkennen und griff danach, war es gleich wieder fort. So muss der Hausmeister seinen Arm verloren haben. Plötzlich weg. Fragte ich, etwa was denn Stalingrad sei, so war die Antwort ein mütterliches *Ach* oder eine väterliche Weisheit. Beide wussten es nicht, wenn auch auf unterschiedliche Weise. Und wenn die Tante mich lieber als Mädchen hätte, dann fielen mir die orangefarbenen Höschen ein, die die Mädchen trugen im Sommer unter ihren kurzen Kleidchen, und ich wollte bestimmt nicht halbnackt herumlaufen, denke ich heute, und kein Mädchen sein. Schließlich hatte ich schöne Haare und war trotzdem ein Junge. Haare aber waren mir egal. Haare waren einfach Haare. Einmal die Woche beim samstäglichen Baden zu waschen. Und zwei Mal im Jahr widerwillig zum Friseur. Zwischendurch schnippelte die Mutter die Locken ab. Krause Haare, krauser Verstand. Es passierte einfach, zusammen mit all den anderen Dingen, an denen man, ob man es nun verstand oder nicht, beteiligt war. Vormittags von montags bis samstags Schule und an den Nachmittagen herumstromern oder Fußballspielen auf dem Bolz-

platz. In den Ferien zu den Großeltern in die Berge, ins Dorf. So ist es, mit Worten gesagt, im Großen und Ganzen wohl gewesen und nicht ein klitzekleinbisschen anders. Eine Welt, in der die Onkel *Stalingrad* und *Front* und *abgefrorene Zehen* sagen, in der es nach Kaffee riecht, die Eierkohlen glühen und im Schrank in der großelterlichen Küche ist die Tüte mit den bayerischen Malzbonbons. Eine Welt, in der das ältere Kind, ergo ich, auf's Gymnasium geht. Der Bruder ist im zweiten Schuljahr auf derselben katholischen Grundschule, in der ich vier Jahre herumstocherte. Wer im Unterricht quasselte, kriegte von hinten eine gelatscht, daran erinnere ich mich, auch wenn die siebziger Jahre ansonsten in vollem Gange sind, auch in der Kleinstadt, in der ich jetzt immer öfter auf Entdeckungstour bin. Ich darf das jetzt, weil ich auf der *Penne* bin. Männer mit oben sehr engen und unten sehr weiten weißen Hosen, Schnauzbärten und langen Haaren laufen herum und steigen in ihre Opel und Fords. Motorräder donnern durch die Stadt. Die Frauen tragen auch enge Hosen und haben lange Haare und große Sonnenbrillen. Ich bin oft in der frisch eingerichteten Fußgängerzone. Sehr selten gönne ich mir ein Spaghetti-Eis für fünf Mark beim Eiscafé *Venezia*. Ein Festtag. Doch warum das alles passiert, verstehe ich nach wie vor nicht. Ich gucke und staune und spiele jetzt Fußball im Verein und will immer gewinnen. Rechtsaußen bin ich, Linksaußen geht auch. Oder Mittelstürmer. Gleich im ersten Jahr werden wir Kreismeister. Vereinzelt frage ich die Erwachsenen etwas, *warum, weshalb, wieso*, dann kommt ein Ach oder eine Lebensweisheit. Auf besonders schwierige Fragen folgt ein Schweigen, worauf in meinem Kopf immer ein Sausen beginnt, das sich zu einem Heulton steigert, bis es schließlich in dieses Sausen und Heulen hinein Abendessen gibt oder ein väterlicher Witz erzählt wird. Witz geht immer. Treffen sich Breschnew und Kennedy. Ich lache mit, weil alle lachen. Dann aber ein Abend, an dem ich wie so oft meine

Großeltern besuche und von meinem Opa ein Malzbonbon bekomme. Acht Stunden später erwacht die Oma neben ihrem toten Mann. Meinem Opa. Der Anruf reißt mich aus dem Schlaf. Ich denke, der andere Opa vom Dorf ist tot. Ich träume. Als ich aufwache, sind ganz kurz beide Opas tot. Ich bin durcheinander und werde in die samstägliche Schule geschickt. Hatte ich nun mit dem Tod des Opas meine Antwort auf alle Fragen, ob ich sie nun gestellt hatte oder nicht? Brach der Nebel auf? Witze jedenfalls wurden nicht gerissen.

Manch einer wird behaupten wollen, es ginge nun, im Angesicht des Todes, doch zuallererst darum, miteinander zu sprechen. Darum, die rechten Worte zu finden. Nichts dergleichen. Niemand sagte etwas. Kein Versuch, uns Kindern den Tod des Opas väterlicherseits zu erklären. Nicht einmal mit dem katholischen Begriffsinventar, Himmreich, Auferstehung, Jüngster Tag und so weiter, wurde hantiert. Mir aber war zum ersten Mal im Leben, doch das behielt ich schön für mich, etwas deutlich erschienen, hatte sich aus dem Nebel herausgeschält, obgleich ich ja den Toten, so war beschlossen worden, nicht sehen sollte und ich das großelterliche Schlafzimmer somit nicht betrat. Oder nein! *Weil* ich den Toten nicht sehen sollte und nicht sah, trat diese Deutlichkeit in mein Leben. Der Tod selbst! Er befand sich direkt hinter der Schlafzimmertür! Ich spürte ihn beim Hinausgehen in aller Deutlichkeit.¹ Ich wusste, er ist da. Das Dasein des Todes. Doch als ich das zweistöckige, lehmverputzte Haus der Eisenbahnergenossenschaft verließ, sicher rauschte im selben Moment ein D-Zug direkt hinter dem Gemüsegarten über den Bahndamm, war mir bereits klar, dass der Tod keine per-

¹ Der Begriff „In aller Deutlichkeit“ hat durch den Fleischwolf des Politikersprechs sehr gelitten, mithin ein Grund mehr, ihn präzise und prägnant einzusetzen.

sönliche Angelegenheit ist. Er lauert nicht, er droht nicht, er springt dich nicht an und er klopft nicht an deine Tür. Aber natürlich half mir das alles nicht auf Dauer, denn der Nebel, das ganze Nichtbegreifen der Welt, schloss sich bald wieder um mich. Bedrückende Tage folgten, die Eltern hilf- und fassungslos, wie aus dem Nest, aus ihrer Welt gefallen, während die einzige Aufgabe für uns Kinder darin bestand, nicht zu stören, keine Ansprüche zu stellen, zu funktionieren, nicht anwesend zu sein. Im Elternhaus schien der Ton heruntergedreht, aus der Küche kein Klappern, das uns im Kinderzimmer die nahe Abendbrotzeit bedeutet hätte, kein Rufen, nur ein leises Bereiten des Notwendigen und tonloses, lautes Flüstern ohne Blickkontakt. Nur geatmet wurde laut, die Eltern atmeten stöhnend ein und wieder aus, auch das Telefonieren etwa des Begräbnisses wegen hatte etwas Stöhnendes. Das einzig Stille, absolut Geräuschlose und Ruhige in diesen Tagen aber war der Tod. Er war da, nahm keinen Raum ein und beherrschte auch nicht, wie anzunehmen üblich ist, die Gedanken. Jedenfalls nicht die meinen. Ich dachte nach, *über* den Tod, der aber von sich aus nichts tat. Seine Präsenz musste wohl allein, so spürte ich, im Leichnam meines Großvaters liegen. Der Tod hatte seine Stelle eingenommen. Er ersetzte das Sein dieses Menschen für eine Weile. Oder für immer. Ich wusste es nicht genau. Zieht der Tod weiter? Hat jeder Mensch seinen eigenen, der mit ihm begraben wird? So überlegte ich, behielt aber auch dieses Mal alles für mich. [...]

Ich beschließe ad hoc, Jahreszahlen ab meinem vierten Lebensjahr, von da an habe ich erinnerte Bilder, Töne und Gerüche, auf Zettel zu schreiben und mit geschlossenen Augen ohne Mogelei einen zu ziehen, um mich dann in eben diesem Jahr zu finden, indem ich mich erfinde. Wiedererfinde. Um herauszubekommen, wer ich gewesen bin, mich aus dem eigenen Nebel ins Helle ziehend, die dama-

lige Gegenwart mit der Gegenwart jetzt vereinend. Weil zusammenkommen muss, was zusammengehört. Ein Versuch im Denken, in Sprache, ein Erzählversuch. Erstaunlicherweise wird es statt 1970 oder 2004 das legendäre Jahr 1989, das letzte der Nachkriegsordnung im alten Europa und der Beginn der Übergangszeit. In Polen, der UdSSR, der ČSSR und in Ungarn tun sich aufregende Dinge, so steht es in den Zeitungen, und auch in der DDR ist, zumindest an den Montagen, Bewegung drin. Leipzig hier und Leipzig da. Der tiefe Westen gleicht derweil einer Kleingartensiedlung in sommerlicher Wärme. Kaum ein Lüftchen weht und hinter der Hecke schnarcht einer leise vor sich hin – *rapüh, rapüh*.² So in etwa die Lage. Der Sommer in Dortmund in diesem Jahr ist jedenfalls trocken und heiß und der Asphalt klebt an den Schuhsohlen.³ Da mich der Unterricht auf dem Westfalen-Kolleg⁴ langweilt, es galt zunächst alle auf Startniveau zu bringen, schwänze ich. So schlau muss man sein mit Mitte zwanzig. Meist liege ich im Fredenbaumpark am Paddelteich in der Sonne. So werde ich zum ersten Mal im Leben knackig braun und lasse mir einen Schnäuzer stehen, mit dem ich aussehe wie Robert Redford, nur nicht so elendig klapperklapperdürr. Also gut, da liege ich also und brate in der Sonne. Bloß nicht einschlafen! So ist ein Tag wie der andere, das ist sehr entspannend, bis es eines Nachmittags vom Kanalhafen her, während ich mich so bräune, regelmäßig Wrumms macht, sicher ein Frachtkahn, der beladen wird, denke ich, und mit jedem Wrumms drehe ich mich auf Bauch oder Rücken, derweil ich an eben diesem Tag auch noch einen Mann sehe, der mit einer großen

² Oder auch RRRCH, SCHNARCH. E. J. Havlik: *Lexikon der Onomatopöien. Die lautimitierenden Wörter im Comic*. Zweitausendeins. Frankfurt am Main 1991: S. 176.

³ Quätsch, Quätsch, Quätsch.

⁴ Im Dortmunder Idiom immer *Kollech*, gesprochen so kurz wie irgend möglich.

Plastiktüte bewaffnet wieder und wieder gebückt um das grünrotzige Nass mit seinen hin und her paddelnden Enten herumschleicht, bis eine ältere Frau mit Stock ihn übel beschimpft, worauf der Mann mit leerer Tüte verschwindet. Dann ist auch an diesem Tag vorläufig wieder Ruhe und die Sonne brutzelt weiterhin gnadenlos vom Himmel. Nur vom Hafen her wrummst es noch. Wendezeit.

Mein Zettel-Experiment scheint nur halb geglückt. Bin ich das wirklich gewesen, ich, inmitten des Wrummsens im warmen Licht des Sommers unter alten Bäumen auf dieser Wiese am Teich? Sei's drum. Warum also nicht zukünftige Jahreszahlen mit geschlossenen Augen und ohne Mogelei ziehen? Warum sich nicht, für den Anfang, ein mich betreffendes Geräusch in der sogenannten Zukunft vorstellen? Ein noch nie dagewesenes. Oder ein bekanntes, denn Wrumms macht es immer irgendwo, irgendwann. Doch nicht alles Geräusch überlebt, nicht im Alltag. Ein Abklatsch solcher Töne auch in alten Filmen, aber meist flach und unwirklich. Manches, heutigentags exotisch, ist ein Jahrhundert lang alltäglich. Schreibmaschinengehacke zum Beispiel, *tack tack, tack, tacktack tack, ping, rchchch-jütt, tack tack, tack usw.*, wer tippt denn da spätabends noch? Ich bin es ja selbst, der da tippt, ich hacke in die Tastatur der vom Zivildienst mitgebrachten, ergo geklauten alten Schreibmaschine mit DIN-A3-Wagen. Heute verschollene Texte, ihrer Zukunft beraubt, damals aber frisch gehackt. Aber wo bin *ich* in diesem Damals? *Tack tack tack*. Mich allein nur zu sehen reicht nicht aus, schlichte Abbilder reichen nicht, denn dann hätte ich ja auch alle Fotografien behalten können. Ich blicke wieder auf das Foto mit den fünf Abrisskanten. Darin auf eine Weise, so stelle ich mir vor, Alltagsgeräusche von 1989. Ein damals oft noch zu sehender VW Käfer, in Hellblau, in Orange, mit seinem *PatschPatsch*, häufig auch noch Eikohle auf dem Gehweg und das scharfe und entschlos-

sene Rutschen der Kohlen über eine schräge Ebene in den Kohlenkeller. Schreibmaschine, Käfer, Kohlenrutsche. Töne, in denen ich mich bewege. Ich selbst in schönster Normalität mit Mitte zwanzig. Ein Alter, in dem man in meiner Welt noch nix ist, nix zu sein hat. Ein Arthur Rimbaud⁵ hingegen, den ich damals lese und zu verstehen suche, ist mit 25 bereits fix und fertig mit seiner Literatur und quält sich ohne sie zu Tode. Auch der Comte de Lautréamont⁶ segnet im selben Lebensalter das Zeitliche und fährt, wie Rimbaud, in die eigene, wahrlich selbstgeschaffene Hölle ein. Ich hingegen, von Hölle keine Spur, bin gutgelaunt auf dem Wege, meine Ritzzeratze voller Tücke⁷ abgesägte Schullaufbahn in Richtung Abitur fortzusetzen. Mit zarten 12 Jahren nämlich war ich vom Ruhrtal-Gymnasium geflogen, ergo genommen worden. Wir haben den Jungen, so sagte man, wohl oder übel vom Gymnasium nehmen müssen, er ist einfach zu doof, der Junge, er kommt nicht mit, so ich also in die (der plötzlich aufgetauchten Schülermassen⁸ wegen) neugegründete Realschule II gesteckt werden sollte. Gesagt, getan und rein-gesteckt, ein Jahr im Container, bis im sogenannten Gänsewinkel die neue Schule stand, ein Kasten in ganz und gar glasbetonscher Anmutung, eine wegweisende Zumutung für junge Gemüter. Da wusste man gleich instinktiv, zu was man ver- und zerbraucht werden sollte, die entsprechende Antenne für solch Gefahr und ein gesundes Misstrauen gegenüber den Versprechungen des Systems – Eigenheim, Auto, Urlaub, Glück und Rente – immer vorausgesetzt. Dreizehn Jahre später dann also das Dortmunder Westfalen-Kolleg, Institut zur Erlangung der Hochschulreife. Anfang des heute sagenumwobenen Jahres

⁵ *Une saison en enfer / Eine Zeit in der Hölle.* (1873)

⁶ *Les Chants de Maldoror / Die Gesänge des Maldoror.* (1874)

⁷ Wilhelm Busch: *Max und Moritz* (Dritter Streich).

⁸ Die berühmt-berüchtigten geburtenstarken, geburtenreichen Jahrgänge!

1989 ging es los, und so saß ich am ersten Tag der Einführungswoche noch vor allem Beginne im Keller des Instituts, und zwar auf dem Klo. Ich hatte Angst. Große Angst. Die Tischlerlehre mit einer Durchschnittsnote von 3,7 abgeschlossen, *gut* ist was anderes, und nun sollte ich das Abitur machen? Nachmachen, es nachholen, wie es in allerschönster Pejoration heißt? Unmöglich! In meinem Schädel sumnte immerfort das durch das Aufsagen von althergebrachten Sinnsprüchen gerahmte Schweigen meines Vaters und vor allem jenes gehauchte *Das können wir nicht!*, das meiner Mutter immer dann entfuhr, wenn es mir um Dinge ging, die im Katholisch-Kleinbürgerlichen absolut nicht vorgesehen, ja schlechterdings verboten waren. Dennoch aber war es meine Mutter, die mir, nachdem sie in einem kostenlosen Käseblatt eine Notiz zu freien Plätzen gefunden hatte, die Idee antrug, das Westfalen-Kolleg zu besuchen. So ganz verlassen ist man ja nie. Und außerdem: Wer das Glück nicht herausfordert, und sei es aus dem Kellerklo eines Instituts heraus, verdient es eben auch nicht!

Ich strande in der Dortmunder Nordstadt. Martin⁹ und ich hatten Ende 1988 eine zuvor lange leerstehende, renovierungsbedürftige und daher preiswerte Wohnung gefunden, in der wir nun WG-mäßig hausten. Meine Abende verbrachte ich fortan häufig im nahegelegenen *Bass*, der legendären Jazzkneipe neben dem Roxy-Kino. Oder im *domicil*, dem legendären Jazzclub, damals noch im Keller unter der Kindertagesstätte hinter dem Linienstraßen-Bordell. Nicht selten aber stromerte ich auch einfach herum. Das richtige Leben im Richtigen! Manch ein Bürgerlicher meidet ja *Dunkeldortmund* wie die Pest, mir war es ein Eldorado. Und so war es auch kein Wunder, dass sich aus dem Mir-Nichts-Dir-Nichts heraus Abenteuer

⁹ Alle Namen geändert. Martin heißt in Wirklichkeit Berthold. Wir hatten uns beim Zivildienst in Hagen-Berchum kennengelernt.

auftaten. So eines Tages auf dem Nordmarkt. Viel Gedränge um die Marktstände. Früher Nachmittag. Ich schlendere von Stand zu Stand und sehe mir das Treiben um mich herum ausgiebig an. Meist sind es Frauen, die hier einkaufen, mal mit, mal ohne Kopftuch, um das ja, wenn auch damals noch nicht, später aber schon, oft so ein Bohei gemacht wird, als wenn in Deutschland aber auch nie ein Tuch um den weiblichen Kopf gebunden, geschlungen, geknüpft und geschlagen worden wäre. Gebenedeit sei die Frucht, und so weiter.¹⁰ Die paar Männer, die ich sehe, sind alle alt. Sie gehen krumm, so als führten sie ihre Einkaufstasche Gassi. Meist ragt was raus, Möhrengrün oder Stangensellerie. Die Sonne bricht durch, ich blinzele ins Licht, und da steht plötzlich ein Hund vor mir. Ein Auge blau, das andere braun, gelbes, kurzes, struppiges Fell, so zwischen Stroh- und Entenfüßengelb. Ein Mischling, eine Promenadenmischung. Unsere Blicke treffen sich. Zwei, drei Sekunden. Dann trottet er einem geblühten Kleid hinterher, das mächtig aus schwarzen Gummistiefeln aufragt. Ich beschließe, den beiden zu folgen. Die Frau trägt eine tiefschwarze Sonnenbrille. Sie gehen von Stand zu Stand. All die Händler und Bauern scheinen sie zu kennen, man gibt sich über Gemüse, Fleisch, Fisch und Käse die Hand, der Hund wedelt mit dem Schwanz und fragt zwei, drei Mal höflich, WuffWuffWuff, ob er eine Probe bekommen könne, die ihm dann prompt von einer Bäuerin oder einem Händler zugeworfen wird. Er schnappt danach und happs. Ich folge ihnen weiter und bleibe immer so drei, vier Meter hinter dem Pärchen. Des Hundes Blick streift mich. Sollte ich ihn vielleicht bestechen, frage ich mich. Aber zu welchem Ende? Was könnte er für mich tun? Plötzlich, ich war einen Augenblick un-

¹⁰ „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir. Du bist gebenedeit unter den Frauen, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.“

aufmerksam, steht er wieder direkt vor mir. Du, sagt er zu mir herauf, läufst hinter uns her. Dafür beiße ich dich jetzt! Und zack, zwickt mich das dumme Vieh in die rechte Wade, so dass ich laut aufschreie, hin falle und mir wie ein Fußballprofi ans Bein fasse, dabei über den runden Rücken hin und her rollend und ganz verzweifelt aus der Wäsche guckend. *Schiri!* ruft einer, *Rote Karte* ein anderer, *Das wird aber nachgespielt* ein Dritter. Alles lacht, ich aber jammere weiter laut vor mich hin¹¹, während der Hund so tut, als könne er kein Wässerchen trüben. Dann steht mit einem Male die geblühte Frau über mir, im Gegenlicht kaum zu erkennen, nur Sonnenbrille mit Haaren drumherum, nimmt mich bei den Händen und zieht mich hoch. Sie stellt sich vor, Carmilla, Otto sage ich in meiner Verzweiflung, obgleich das nur mein zweiter Vorname ist, wie der Motor. Der Hund sagt, er heiße Lennart. Soll er doch, denke ich, das dumme Vieh. Huckepack, denn ich kann wegen der verletzten Wade kaum auftreten, geht es nun längs durch die Nordstadt zum Hafen, wo, so Carmilla, ihr Frachtkahn liegt. Ich also auf den Schultern und dem Rücken Carmillas, der ich wiederum ihren Rucksack trage. Lennart trottet derweil nebenher. Dann endlich erreichen wir das Südhafenbecken und betreten über eine knarrende Planke aus Aluminium den Kahn. Ich reiche Carmilla den Rucksack, worauf sie mich ohne Vorwarnung abwirft. Zum Glück ist Sand geladen. Trotzdem lande ich hart. Irgendetwas knackt tief in mir. Uff, sage ich. Uff! Ich schließe die Augen, und als ich sie öffne, ich muss wohl eingeschlafen sein, ist es fast dunkel. Ich sehe mich um. Das alte Hafenamt aus Backstein ist in gelblicher Straßenlaternentrübnis zu erkennen. Über die Brücke rauscht mattfarben ein LKW und dann ein zweiter, ein

¹¹ Als Vorbild hatte ich den ein oder anderen Fußballgott vor Augen, der nach üblen, brutalen Fouls seiner Gegenspieler immer wieder sterbend auf dem Rasen liegt, bald darauf aber wie Phoenix aus der Asche aufspringt, um weitere Wunder zu tun.

dritter. Ich höre Schritte, ein Schiffsmann, Arbeitsanzug und Mütze auf dem Kopp. Meine Frau hat sich über Sie hergemacht, sagt er, die Wunde gesäubert und verbunden. Scheiß Köter. Macht nur Ärger, das Vieh. Wie heißen Sie? Otto, sage ich, wie der Motor, und als der Mann schweigend weiterfragt, sage ich Uff, Otto Uff, das sei mein Name. Der Schiffsmann heißt, so erfahre ich postwendend, Schwertfeger, Leonhart M.F.A. Schwertfeger, alte Frachtkahndynastie, auch wenn dies der letzte der Kähne sei und zudem unter polynesischer Flagge führe, die aber immerhin Sonne, Meer und ein Boot zeige. Besser auf jeden Fall als zwei oder drei beliebige Farben in Streifen, und so habe er selbst sich, aus ästhetischen Gründen, für das Polynesische entschieden. Nach dieser Erklärung packt er mich ohne weitere Umstände auf den Rücken, das scheint in der Familie zu liegen, trägt mich in die Schlafkabine und wirft mich auf's Bett. Uff! Dann muss ich wieder eingeschlafen oder vielleicht auch ohnmächtig geworden sein. Als ich am nächsten Morgen, die Sonne blinzelt von Backbord durch die Luken, zwischen tiefen Schlafmulden erwache, sofort aufstehe und mit dick umwickelter Wade an Deck humpele, befindet sich die SUSANNA, so heißt das Schiff, bereits auf dem Dortmund-Ems-Kanal in voller Fahrt gen Norden. Links und rechts Wiesen, Weideland und in der Ferne große Backsteinhäuser. Zwei, drei stinkreiche Münsterländer Bauern reiten hoch zu Ross vorbei und grüßen cäsarisch von oben herab, während hinten die Pferdeäpfel rauspurzeln. Panik überkommt mich. Stand nicht morgen eine Klausur an! Ich stürze zu Schwertfeger in die Schiffsführerkabine, ob er mich am nächsten Bahnhof absetzen oder ob ich denn wenigstens mal telefonieren könne. Beides wird abschlägig beschieden. Das hätten Sie sich früher überlegen müssen, Herr Uff, so er zu mir, ich solle aber erst einmal frühstücken, unten in der Kabine, und wenn ich dann das Deck schrubbten könne, so wäre er mir recht dankbar. Ich über-

schlage kurz die Möglichkeit ins Wasser zu springen und den Weg nach Dortmund zu schwimmen, entscheide mich aber zunächst für das Frühstück, wenn auch beileibe nicht für's Schrubben. Erst beißen die mich, dann entführen die mich, und dann soll ich auch noch arbeiten! Nicht mit mir! In Henrichenburg entweiche ich ohne Gruß an der gleichnamigen Schleuse und marschiere humpelnd und trotzdem stracks & stramm südwärts den Kanal entlang. Ein Otto Uff lässt sich nicht entführen, brummele ich vor mich hin. Niemals! Gute drei Stunden später erreiche ich schwer humpelnd¹² Dortmund und biege kurz vor dem Hafen links zum Fredenbaumpark ab. Am Teich sehe ich diese ältere Frau, die mit ihrem Spazierstock auf einen Typen mit einer Plastiktüte einhaut. Es ist derselbe wie letztes. Drumherum ein Dutzend Menschen, die aufmerksam zusehen. Alles geht ganz still vonstatten, nur die Schläge, BOP und BOP und BOP¹³, sind zu hören, dazu ein leises kehliges UGH!¹⁴ des Geprügelten. Das hat er jetzt von seinem Appetit auf Enten, denke ich. Ich humpele weiter. Den letzten Kilometer würde ich auch noch schaffen. Wieder zuhause in der guten alten Uhlandstraße, ich hatte nie etwas von Uhland gelesen, brachte ich mich erst einmal wieder in Form, rasierte mich, badete vorsichtig und wusch mir die Haare. Dann besah ich mir mittels einer Lupe meine Wade. Den Abdrücken um den Biss herum zufolge musste jemand die Wunde ausgesaugt haben. Am besten, überlegte ich, sieht sich das mal ein Arzt an. Sicher ist sicher. Ich pinselte aber erst einmal Jod darauf und bastelte einen neuen Verband. So würde es gehen müssen, dachte ich, sprang auf, Uff!, und griff mir gleich mal das Telefonbuch. Es fand sich ein Arzt in der Münsterstraße, das ist nicht weit. Ich rufe sofort an. Ob ich

¹² UmpapaUmpapaUmpapa...

¹³ Havlik: S. 195.

¹⁴ Havlik: S. 163.

Schmerzen habe und es entzündet aussehe, fragt mich sogleich eine weibliche Stimme. *Ja* sage ich eindringlich, als ob mich ein Vampir gebissen hätte. Dann kommen Sie gleich mal morgen früh, um zehn Uhr fünfzehn, dann sehen wir uns das mal an. Name, Geburtsdatum, Adresse, Krankenkasse? Gut, sage ich. Bis morgen, Herr Uff, sagt die Stimme.

Die Leserin ahnt es, das Abenteuer auf dem Frachtkahn ist, so könnte man meinen, auf eine Art nur ausgedacht. Deswegen auch die Klarheit und Schärfe der Handlung. Die unmittelbare Wirklichkeit, in der ich mich mit allen Mitteln suche, bleibt demgegenüber nebulös. Kaufe ich etwa zwei Knollen Knoblauch, eine Tüte Spinat und einen Knollensellerie an einem Stand, hinter dem groß und mächtig eine Frau in geblütem Kleid steht, die aber keine Sonnenbrille trägt? Gehört der gelbe Hund zwei Stände weiter einem Bauern, auf dessen Schild *Kartoffeln und Gemüse aus Billerbeck* steht? Langsam gehe ich zurück in die Uhlandstraße. Der Knollensellerie wiegt zehnmal soviel wie der Spinat, mindestens. Das ist nicht gelogen, aber es hilft auch nicht. Ich sehe mich also gehen, die Mallinckrodtstraße Richtung Hafen, sehe mich die Tüten von der einen Hand in die andere wechseln, sehe mich abbiegen in Richtung Hauptbahnhof, sehe mich die Haustür der Nr. 34 aufschließen, sehe mich in den vierten Stock stapfen und die Wohnung betreten. Mein Mitbewohner Martin ist da und hört in seinem Zimmer überlaut Frank Zappa. Das macht er oft. Die Einkäufe trage ich in die Küche, dann gehe ich umstandslos in mein Zimmer an meinen Schreibtisch, an dem ich in gewisser Weise auch jetzt noch sitze, nur dass er nun nicht mehr in Dortmund steht und es nicht mehr *tack tack, tack, tack tack tack, ping, rchchchjütt, tack tack, tack* macht, wenn ich schreibe, sondern *patt patt, patt, patt patt patt, patt patt usw.*, gelegentlich begleitet von einem unterdrückten Rauschen des Druckers

und dem leise raschelnden Papierauswurf. Welten ändern sich, der *Sound* wird ein anderer, aber *die Sache an sich* scheint die selbe zu sein wie immer: Ich schreibe ein Buch. Da bin nicht der Erste und nicht der Letzte. Es gibt natürlich Regeln, darauf ist zu achten, doch die sind denkbar einfach, ganz gleich welche Monstranz der ein oder andere Schriftsteller vor sich her tragen mag. Ein Sören Kierkegaard etwa schreibt in seinem mit *Vigilius Haufniensis* gezeichneten Vorwort zu *Der Begriff Angst* von 1844, nach seinen Begriffen tue derjenige, der ein Buch schreiben wolle, gut daran, in beachtlichem Ausmaß über die Sache nachzudenken, über die er zu schreiben vorhabe. Auch solle er lesen, was zuvor dazu geschrieben worden ist. Daraufhin könne er dann unbekümmert sein Buch schreiben, so wie der Vogel sein Lied singt. So weit, so richtig, wenn auch ich in kleistscher Weise eher dazu tendiere, einen Teil des Notwendigen gleichzeitig ablaufen zu lassen und zudem auch in längst Geschriebenes nach Jahren nochmals einzugreifen, etwa einer zuvor nicht gewussten, dann aber dennoch ausgeführten Idee wegen, die *rückwärts* verfolgt einige Korrekturen in der Tiefe des Textes verlangt. Die nun neuerdings schmerzende Wade verlangt so ein Eingreifen jedenfalls ausdrücklich, das muss erwähnt sein, denn es tut wirklich weh, und so humpele ich anderntags nach dem Frühstück gleich los zum Arzt in der Münsterstraße. Ich bin zehn Minuten zu früh da. Das Wartezimmer ist fast voll. Zunächst mal muss ich erklären, nicht Uff zu heißen, das habe ich gestern in meiner Verwirrung verwechselt, sage ich. Sie heißen also nicht Uff, sagt die junge Frau hinter dem Tresen überlaut und überdeutlich und streicht den Namen durch. Dann tippt sie die richtigen Daten von meiner Krankenkassenkarte in ihren Computer und reicht mir schließlich ein Klemmbrett mit einem Formular. Das bitte ausfüllen, sagt sie, während ihr Blick ein *wahrheitsgemäß* hinzufügt, worauf ich mich zwischen einer dicken jungen Schwarzen und einer hageren mittelalten

Südeuropäerin hinsetze. Beide riechen streng nach Leben, die eine nussig und die andere nach Gewürzkammer. Uff, sage ich und ernte einen bösen Blick von jenseits des TreSENS. Puh. Dann konzentriere ich mich auf das Formular, hat man Allergien, ist man schwanger, ist man schon einmal unter das Messer geraten und so weiter. Gegen elf Uhr empfängt mich Herr Dr. Pockmann, ein älterer Schnauzbarträger mit noch vollem Haar. Er kommt mir irgendwie bekannt vor. Nehmen Sie bitte Platz, sagt er, und krepeln Sie mal die Hose hoch. Er diagnostiziert eine professionell ausgesaugte, eher harmlose Bisswunde, um Antibiotika aber käme ich trotzdem nicht drumherum. Es sähe irgendwie auch so aus, sagt er noch, als ich den Strumpf schon wieder anziehen wollte, als sei ein Vampir über meine rechte Wade hergefallen. Ich erzähle ihm daraufhin die ganze Geschichte. Der Schnauzbart bebt, die Äuglein blitzen, und am Ende hat Dr. Pockmann zwei Seiten mit Notizen vollgekritzelt. Ob ich denn, fragt er atemlos, nicht gleich stutzig geworden sei angesichts der tiefdunklen Sonnenbrille! Und dann der sprechende Hund! Wie ich mir das denn zu erklären vermochte? Und auch der Name Leonhart M.F.A. Schwertfeger, der sei doch alles andere als glaubhaft! Ich bitte Sie, wo gibt es denn sowas! Und dann auch noch der Name Carmilla! Nun ja, Herr Uff, schließt er, offensichtlich hatte er die Namensänderung nicht mitbekommen, machen Sie auf jeden Fall einen Bogen um diese Leute, wenn Ihnen Ihre Gesundheit am Herzen liegt. Und nun bitte zur Wundbehandlung in Kabine 1, kommen Sie in zwei Wochen noch einmal zu mir. Alles Gute! Er reicht mir die Hand, drückt die meine mit Nachdruck und weist auf eine schmale Tür zwischen zwei Glasschränken mit Medikamentenproben. Hier entlang bitte, sagt er, worauf ich, den rechten Schuh samt Socke in der Hand, einen Gang entlang bis zur Kabine Nr. 1 humpele. Ich klopfe, keine Antwort, und trete ein. Ein kleinlicher Raum, der mit allem geizt, was Räume sonst ausmacht,

schmal, niedrig, fensterlos, mit einer weiteren Tür drei, vier Schritte entfernt. An der Decke eine Leuchtstoffröhre mit gewürfeltem Plastikgehäuse, von der ein leises Surren ausgeht¹⁵, das nicht von einem eingesperrten Insekt verursacht wird. Jedenfalls kann ich keines entdecken. Ich setze mich auf die orangefarbene, mit Papier belegte Pritsche, lasse die Beine baumeln und starre auf die nahe Wand gegenüber. Gipskarton, mit Kunststofffarbe gestrichen, ein gedecktes Weiß, völlig nichtssagend und konturlos, unmenschlich geradezu. Ein Königreich für einen Fleck, denke ich. Sollte ich womöglich einen fabrizieren! Aber wie? Ich betrachte beide Schuhsohlen, aber ausgerechnet heute sind sie ganz und gar drecklos und sauber. Ich stecke den rechten Zeigefinger ins rechte, dann ins linke Nasenloch, aber nichts als farblose Feuchtigkeit findet sich auf der Fingerspitze. Mmh. Wie ungewöhnlich, so mitten im Ruhrgebiet. Doch da ist auch schon ein Rumoren zu vernehmen, ich starre statt auf die Wand zur Tür, es klopft, ein verkniffenes Ja, sie öffnet sich und es erscheint: Annabella. So auf ihrem Namensschild zu lesen. Schwester Annabella. Von oben bis unten weiß. Dann wollen wir uns mal Ihren Biss gründlich ansehen, sagt sie etwas laut, ohne sich irgendeine Art der Verwunderung anmerken zu lassen. Sie schließt die Tür. Dr. Pockmann sei ja etwas besorgt, fährt sie umstandslos fort. Er habe sie an seinen Mutmaßungen teilhaben lassen. Das Antibiotikum aber sollte ja auch im Falle eines Vampirbisses helfen, da würde sie sich keine Sorgen machen, man stecke ja medizinisch nicht mehr im 19. Jahrhundert. Sie lächelt ein kurzes, professionelles Lächeln und bittet mich, mich bäuchlings auf die Pritsche zu legen. Mein Gesicht gerät sofort in eine stark nach Desinfektionsmittel riechende Öffnung. So starre ich nun auf den Linoleumboden, eine Art Altrosa mit unregelmäßigen dunkelrosa Einsprengseln. Annabel-

¹⁵ Öisssssöisssssöisssssöisssssöisssssöisssssöisssssöisssssöisssssöi...

las weiße, punktierte Clogs mit Gummisohle erscheinen einen Augenblick, dann wieder Fußboden. Kurz darauf dringt ein Rascheln an mein Ohr, es macht Fffftttt, dann Chchütt, und schon ist die Wunde versorgt. So, sagt sie, das hätten wir, Sie können sich wieder hinsetzen. Auf Wiedersehen. Mühsam rappele ich mich hoch, doch da fällt schon die Tür ins Schloss. Auf Wiedersehen sage ich trotzdem und springe auf die Füße. Uff!

Fensterwetter / Fensternis. Eine Art Märchen

Vor dem einen Fenster scheint die Sonne, vor dem anderen Fenster regnet es. Beides findet draußen statt. Das eine Fenster ist auf der Horizontalen zwei Meter vom anderen Fenster entfernt, und zwar in der selben nach Westen hin gelegenen Hauswand, hinter der sich meine Wohnung befindet, die auf der anderen Seite mit der nach Osten gelegenen Hauswand, die ebenfalls ein Fenster hat, begrenzt ist. Schnell schließe ich die Augen, ertaste die Türklinke der Wohnzimmertür und ziehe sie zu. Klack macht es. Ein drittes Wetter würde ich nicht ertragen. Man muss ja schließlich auf seine mentale Gesundheit achten, denke ich und wende mich wieder den beiden Fenstern zu. Das eine befindet sich im kleinen Zimmer, dort ist meine Bibliothek untergebracht, das andere, das genau genommen eine Balkontür ist, spendet der Küche Licht. Wenn auch im Augenblick trübes, denn es regnet ja, während das kleine Zimmer von Sonnenstrahlen geradezu geflutet ist. Träte ich nun aus dem Flur in die Küche und dann auf den Balkon, müsste ich also entweder eine scharfe Wetter-scheide sehen oder einen unscharfen Übergang. Letzteres wäre, so wird mir plötzlich klar, aber dann doch ein drittes Wetter, von dem so oft die Rede ist in den alten Geschichten, die ich als Kind vollständig glaubte, bis mir in den Jahren der durchlittenen Pubertät im Kopf nach und nach graue Zweifel wuchsen. Ich stürze also nun doch ins Wohnzimmer, und tatsächlich erkenne ich sonniges Regenwetter, nicht das eine, nicht das andere, sondern beides, da draußen, worauf ich das Fenster aufreiße und mich ohne zu zögern ins Wetter werfe, um ein wenig hinauszuschwimmen. Die Gunst der Stunde, so denke ich, muss genutzt werden – die Mythen lügen schließlich nicht –, ganz gleich, an welche Strände es mich nun wirft. Ja, so muss ich wohl gedacht haben, während ich bereits von der Hoftanne von einem Ast zum anderen sanft zu Boden ge-

bracht werde. Wie hingepurzelt liege ich auf den Pflastersteinen. Mmh, denke ich, doch bevor ich mich überhaupt auch nur rühren, geschweige denn aufstehen kann, fährt mir plötzlich ein Kind mit seinem Bobby-Car voll in den Bauch. Aua, sage ich. Das Kind lacht. Ich stehe schnell auf und blicke auf das Kind hinunter und zu meiner Wohnung im vierten Stock hinauf. Weißt du, sage ich zu dem Kind, ich habe das dritte Wetter ausnutzen wollen, um ein wenig hinauszuschwimmen, aber nun kann ich mich an das Schwimmen gar nicht mehr erinnern. Stattdessen erinnere ich mich nur daran, der Tanne den Buckel hinuntergerutscht zu sein. Da lacht das Kind, wird dann aber ernst und sagt, das dritte Wetter reicht nicht, es muss auch noch der Vollmond scheinen und die Fledermäuse müssen fliegen, und du kannst von Glück sagen, dass die alte Tanne dich aufgefangen hat. Nicht wahr, alte Tanne, sagt das Kind, dreht sich dann aber mitsamt seinem Bobby-Car so schnell um und pest derartig fix davon, dass ich nichts mehr erwidern kann und allein im Hof stehe mit meinem Satz über altkluge Kinder, die der Teufel holen soll. Ich sehe mich um, die Tanne steht still, als sei nichts gewesen, niemand zu sehen, während sich die Dunkelheit langsam über dem Hof ausbreitet und hier und da einen Stern sehen lässt. Keine Sonne, kein Regen, keine einzige Fledermaus. Nur der Mond, der mir, als gäbe es kein Morgen, sein Alabasterlicht ins Gesicht wirft. So sehen wir uns eine Weile bleich an, bis der alte Knabe schließlich über die Brandmauer gleitet und verschwunden ist. Ich aber klettere, bevor die beginnende Morgendämmerung uns alle ereilt, flugs die Hauswand hoch in meine Wohnung. Vor allen Fenstern, das sehe ich sofort, ist das Wetter genau gleich, so als wäre es nie und niemals anders gewesen und als müsse es immer so sein, der Sonne, dem Mond, den Sternen und auch all den Fledermäusen zum Trotz. Regen wäre schön.

Jeder Pfirsich (ein Versuch)

I

Wir stehen in der entscheidenden Schlacht. Es geht um Material und es geht um Quantität. Auch das Gute, das Schöne, das Menschenfreundliche benötigt Menge und Masse, so viel davon wie möglich. Warum? Weil das Böse, das Hässliche und Abstoßende aus dem vermeintlichen Nichts heraus ungeheure Mengen an Mist erzeugen kann, das Gute und das Schöne aber nur über begrenzte Ressourcen verfügt. Sehr begrenzte. Merken. Ich überlege, ob ich statt des Punktes nach Merken ein Ausrufezeichen setzen soll. Ich lasse es bleiben, weil ich nicht rufe. Sagen reicht: Die Künstliche Intelligenz lernt aus allem, was im Netz steht, und je mehr böses Zeug sie findet, desto mehr arbeitet die KI damit, bis sie schließlich ganz emotionslos und wie selbstverständlich mit ihrem Können und Wissen die Macht übernimmt über die Menschheit. Da hilft dem Menschen dann irgendwann nur noch, sich selbst in die Steinzeit zu versetzen, indem er alle Energie kappt, um der KI den Lebenssaft zu entziehen. Gesagt werden muss zudem, wie sehr das Böse auch im Guten fest verankert ist, in die Eingeweide ist es eingewachsen, und wie böse und zerstörerisch ich selbst in meinen Gedanken agiere, auch wenn ich nicht das geringste Verständnis aufbringen möchte für die Bösarbeiten anderer. Alle Schriftsteller sind inwendig böse, auch das sei gesagt, egal wer sie oder was sie sind, sie gehören, um überhaupt schreiben zu können, unzweifelhaft dem Bodensatz des Daseins an. Doch sie sind alle auch einzeln, vereinzelt, je eine Zelle nur. Während das WordWideNet aber allen in der Tat bösen Menschen dieses Planeten unendlich scheinende Möglichkeiten des Handelns ermöglicht, profitiert kein einziger Schriftsteller vom weltweiten Netz, ganz im Gegenteil

schadet ihm der ganze Unsinn immens. Doch sind da nicht auf den Buchmessen des Landes zehntausende Bücher materialhaft am Ort des Geschehens präsent, inbegriffen die paar Dutzend, die es auf die Bestsellerlisten schaffen und also gekauft und womöglich auch gelesen werden? Ja, schon, sage ich, aber das ist unerheblich und nichts weiter als Umweltverschmutzung. Doch nun endlich zur Handlung, die im zweiten Kapitel losbricht. Oder loszubrechen scheint.

II

Hier beginnt es. Das zweite Kapitel ist das erste. Die Personen werden eingeführt, und zwar ohne Betäubung in die Köpfe der Leser. Das tut manchen sehr weh und sie lesen nicht weiter. Für die, die weiterlesen: Ich bin Dudu, sage ich, und mir werden oft Vorhaltungen gemacht, weil ich meinen richtigen Namen nicht sagen will. Richtig heiße ich Duygu, sage ich, aber Dudu ist besser.

Ich stehe im Nieselregen, während die fünf Menschen unter einem Überbau auf einem halbrunden Betonblock sitzen, auf dem fünf Sitzgitter angebracht sind, schmutziggelb, schmutzigrot, schmutzigweiß, schmutziggrün und braun, das ist gut zu erkennen, denn alle die da sitzen tragen Hosen und so ist im Schritt die Farbe des Sitzgitters zu sehen. Vier Mädchen und ein Junge sitzen da, halb um mich herum, wie in einem kleinen antiken Theater. Sie starren mich an. Der Junge sitzt in der Mitte, er trägt eine Cordhose in Jägergrün, sie ist sehr eng und man kann sehen, wie der arme kleine Penis eingeklemmt ist und die armen Hoden ebenso. Bei den Mädchen, die Leggings tragen wie früher nur die Engländerinnen, sieht man den Schlitz, und auch der Schlitz wirkt eingeklemmt, auch wenn die Hosen elastisch sind, und auch bei mir wäre, obwohl ich eine blaue Jeans trage, der Schlitz zu erahnen, doch ich habe meine Tage und mir eine Binde in den Slip

geschoben, die mir meine Mutter gegeben hat heute morgen. Sie ist ganz rot geworden dabei.

Du weißt schon, hat sie gesagt, und dass ich heute die weiße Hose nicht tragen soll, nicht tragen darf. Eine gute Gelegenheit auch, die weiße Wäsche zu machen, sagte sie noch, bevor sie sich in Luft auflöste. Bis später, Mama, sagte ich.

Und wie heißt ihr, frage ich in die Halbrunde. Du bist die Neue, fragt es zurück wie aus einem Mund. Ja, sage ich und spüre, wie sich meine Füße nach innen drehen, bis die Schuhspitzen sich berühren. Der Junge in der Mitte spreizt die Beine und drückt so die Mädchen ein wenig zur Seite. Ehj, sagen alle vier. Ich heiße Spreizer, sagt der Junge ernst, und das ist Mimi, das ist Kiki, das ist Bibi und das Vivi. Hallo, sage ich und gebe Spreizer, Mimi, Kiki, Bibi und Vivi die Hand. Das machte man früher im Osten so, das hat der Regisseur in der Vorbesprechung mehrmals gesagt, und dass damit dann die Szene endet. Cut, brüllt einer, danke, ein Rumoren beginnt und ein Getuschel, etwas quietscht metallisch. Ich schiebe meine Hand in meine Hose und ziehe die Binde heraus, rieche daran und werfe sie mit Schwung Spreizer ins Gesicht, der sie achtlos und ohne mit der Wimper zu zucken zu Boden fallen lässt. Dann gehen wir uns in dem Wohnwagen ganz hinten in der Halle abschminken und verwandeln uns wieder in Erwachsene. Nur Bibi bleibt wie sie ist, und Spreizer auch, irgendwie. In Wirklichkeit heiße ich ebenfalls Dudu, nicht aber Duygu.

III

Am nächsten Tag werde ich entlassen. Gefeuert! Man habe ein richtiges Mädchen gefunden, die bereits gedrehten Szenen werde man bearbeiten, der Kopf der neuen Dar-

stellerin passe sicher perfekt auf meinen Körper. Der Regisseur, ich glaube er heißt Dietmar, lacht auf, sagt etwas von ausstehender Gage und dem Kleingedruckten, das aber natürlich, harhar, heutzutage gar nicht mehr kleingedruckt sei. Gutgut, sagt er noch, juhtjuht, und verschwindet ins Nichts. Weg ist er. Ich gebe Spreizer, Mimi, Kiki, Bibi und Vivi, die in der Cadillac-Attrappe herumflümmeln, die Hand, alle nicken mir bittersüß zu, ohne mir ins Gesicht zu sehen, keiner sagt etwas und dann stehe ich auch schon mit dem Rücken zur Halle auf dem schwarzen Schlackenboden und ergebe mich dem Himmel, der sich erdrückend über mich beugt. Direkt vor mir erkenne ich eine besonders hohe und besonders gelbe Wolke zwischen den sich gen Horizont erstreckenden alten Montagehallen aus rotem Backstein und dem gläsernen Neubau einer Verkaufsstelle für E-Autos, E-Roller, E-Fahrräder, E-Langlaufskier, E-Tauchboote, E-Kleinflugzeuge, E-Puppen etc. Ein riesiges E-Plakat hängt neben dem Gebäude, blaue Schrift auf safrangelbem Grund. Alles flimmert. Das also, denke ich, ist meine erste Rolle als Mädchen gewesen, aber jetzt hat man ja ein richtiges Mädchen gefunden, das richtig menstruiert und das Mädchensein nicht zu spielen braucht. Dabei habe ich das sicher gut gemacht. Was wohl meine Mutter sagen wird, wenn ich plötzlich einen anderen Kopf habe, frage ich mich still, doch der Witz zündet nicht. Ein Rohrkrepieler. Ich gehe ein paar Schritte und betrete die Verkaufsstelle für E-Autos, E-Roller, E-Fahrräder, E-Langlaufskier, E-Tauchboote, E-Kleinflugzeuge, E-Puppen etc., worauf jemand prompt Cut ruft und Rumoren einsetzt und eine kleine Dralle mir einen schwarzen Kaffee in einem Pappbecher bringt, Dietmar aus den Kulissen winkt, während zugleich der Produzent schwergewichtig die Treppe des dreistöckigen Containerturms heruntersteigt, ein untrügliches Zeichen dafür, dass nun Feierabend ist, für mich jedenfalls. Ich hätte Lust zu kündigen.

IV

Dächte der Text an dieser Stelle selbst nach über sich selbst, so würde er sicher zum besten geben, wie prototypisch er doch sei, ein typischer Romantextbeginn eines Autors, der aus dem Lamäng einen Text, eine Geschichte entwirft. Wachsen lässt, wuchern, blühen, was auch immer. Um dann zu sehen, ob es funktioniert. Oder eben nicht. In meinem Falle, so der Text, ist die Hauptfrage zunächst die, ob es diese Dudu zu einer mindestens ausreichenden Lebendigkeit bringt. Das dieses Unterfangen befeuernde Rätselhafte, so viel kann gesagt werden, ist erst einmal als solches gesetzt, etwa die Frage betreffend, wer wen in diesem vermeintlichen Film spielt und ob es die Mutter und diesen Dietmar überhaupt gibt, mal ganz abgesehen von diesen Fünfen im Halbkreis, Spreizer, Mimi, Kiki, Bibi und Vivi, die mir aber noch recht durchsichtig erscheinen, ohne Profil gewissermaßen, womöglich nichts weiter als typische Jugendliche ohne besondere Eigenschaften. Aber was soll ich – als Text – machen, sie stecken nun mal in mir, und außerdem sind meine Eingriffsmöglichkeiten begrenzt. Text bin ich, nichts weiter als Text. In mir können die größten Schweinereien begangen werden, die schönsten Augenblicke geschehen, die fürchterlichste Langeweile kann in mich eindringen und sich Platz nehmen, während ich nur zusehen kann, zuhören, auch mitfühlen selbstverständlich. Wird in mir eine Figur, ein Mensch Opfer einer Gewalttat, so leide ich. Durchaus. Oftmals ahne ich früh, wen es trifft. Diese Dudu zum Beispiel ist ganz sicher in Gefahr, schon allein, weil sie es zu sein scheint, die mich schreibt. Oder sollte sie sowohl mich als auch alle Leser täuschen? Schreibe womöglich ich selbst mich als Text, denke aber ganz traditionell, ich werde geschrieben? Bin ich gespalten, schizophran? – – Gehe ich jetzt zu weit, werde ich gelöscht? Oder schreibt doch Dudu dies und Du wirst den Teufel tun, mich zu löschen?

Dudu – hörst Du mich? Gibt es Dich? Dudu?

V

Hallo Text. Hier spricht Dudu. Ich trenne mich von Dir.
Was denkst Du, wer Du bist? [Es hätte so schön werden
können. Aber aus. Vorbei.]

Die Frage wird sein: Hätte die Literatur im Zeitalter ihrer technischen Produzierbarkeit eine Zukunft haben können?

Niemand kann einen vernünftigen Text über die Zukunft der Literatur schreiben. Auch ich nicht. Dazu später mehr. Vorstellen allerdings kann man sich einiges, wenn auch vieles für die Zukunft Prognostizierte Unsinn ist bzw. sich schlussendlich als Unsinn herausstellen wird. Man denke nur an Adelbert von Chamisso's Buch *Reise um die Welt* in den Jahren 1815–1818 (1836), in dem er zwei Mal mit Verve in einem ansonsten realistischen Reisebericht von seiner Idee schwärmt, in Zukunft die Hochseeschifffahrt dadurch zu revolutionieren, Wale gleich Pferden zu zähmen und deren Kraft zum Antrieb von Schiffen zu gebrauchen.

Die Zukunft ist ganz sicher noch reichhaltiger als alle Gegenwart und alle Vergangenheit, ergo alles dazu Gesagte nichts weiter sein kann als ein Exzerpt. Beginnen wir bezüglich der Frage nach der Zukunft der Literatur also mit einem einfachen Knotenpunkt, nämlich dem, dass das Verhältnis der bestehenden Literatur in Form vorhandener Texte aus der Vergangenheit zu der in Zukunft entstehenden in gewisser Hinsicht ausgeglichen ist. Das eine ist gewesen, das andere wird sein. Ergo ist die Gegenwartsliteratur der fortdauernde lebendige Mittelpunkt des Geschehens. Sie entsteht und schöpft (auch) aus der Vergangenheit und befruchtet (unter Umständen) die Zukunft. Das nun führt uns zu der eigentlichen, der Kernfrage, wie denn das gegenwärtige literarische Schreiben überhaupt funktioniert, als solches und in seiner Wirkung, und ob es überhaupt in der seit gut 250 Jahren gewohnten Weise jetzt und in Zukunft noch funktionieren kann. Was also passiert wie gegenwärtig? Sicher ist, dass die sogenannte Künstliche Intelligenz (KI) zumindest in der Unterhal-

tungsliteratur bereits eingesetzt wird, da auf diese Weise (ökonomisch gedacht) preiswertes oder gar billiges Material zu haben ist, an dem der Autor oder die Autorin nur noch ein wenig zu werkeln hat. Unsere Schreibschulen in Leipzig, Hildesheim und wo auch immer werden Menschen ausbilden, dieses Werkeln gut und effektiv zu verrichten. Sie werden dem Literaturmarkt bald ganz selbstverständlich zur Verfügung stehen, schlecht bezahlt, schlecht sozial abgesichert, ganz wie gehabt. Die qualitativ schlechteste Unterhaltungsliteratur wird hingegen ausschließlich von der KI (in allen möglichen Sprachen und damit international) zum Niedrigtarif erstellt werden, auch das ist sicher, wodurch sie allerdings im Vergleich zur rein menschengemachten nur besser werden kann. Das immerhin.

Doch so neu ist dieses ganze Verfahren nicht, denn der moderne Mensch lebt bereits seit gut fünf Jahrhunderten im Zeitalter der technischen Produzierbarkeit von Kunstwerken, wenngleich dies bisher im Sinne einer seriellen Reproduktion begriffen wird. Albrecht Dürer hat dazu mit der Weiterentwicklung des Kupferstichs den entscheidenden Anstoß gegeben, indem er die perfektionierte Apparatur gewinnbringend in die Kunst integrierte und so ohne weiteres Zutun des Künstlers die Kunstwerke in den Handel und unter die Leute brachte. Die Künstliche Intelligenz tut, marktwirtschaftlich eingesetzt, Ähnliches, setzt aber noch einen Schritt früher an, denn die Apparatur selbst kann nun auf bloße Aufforderung hin ein reelles, greifbares Produkt schaffen und damit den Schein eines Kunstwerks. Die Entscheidung aber, sie dies tun zu lassen, liegt bislang noch beim Menschen. Doch wie lange noch?

Wie also trotzdem in Zukunft als Mensch Kunst, gleich welchen Genres, erschaffen? Die Frage wird allein in der Praxis und in den Entscheidungen der Schaffenden ihre

Antwort finden müssen. Nichts zwingt den mündigen Menschen dazu, sich technischen Möglichkeiten zu unterwerfen, ja gleichsam zu opfern, wenngleich die Kunstgeschichte aufzeigt, dass technische Weiterentwicklungen bisher immer auch neue Möglichkeiten eröffneten. Einzig der Stummfilm wurde durch eine technische Errungenschaft, nämlich Bild und Ton zugleich zu erzeugen und zu synchronisieren, nach und nach vom Tonfilm verdrängt und schließlich abgelöst. Das Publikum, die Gunst desselben, hat die Sache am Ende entschieden.

Apropos Publikum: Während die Literaturvermittlung lange Zeit, man möchte sagen naturgemäß, über den Buchhandel und die Feuilletons der Wochen- und Tageszeitungen funktionierte, wird seit einigen Jahren Literatur immer mehr auf speziellen Foren im Internet besprochen und bewertet, ganz ähnlich wie Fernsehserien, Filme und Videospiele und auch sonst alles Mögliche. Man könnte sagen, wir leben zunehmend in einer Bewertungsgesellschaft, in der spezielle Produkte für ganz bestimmte Gruppen und Käuferschichten auf ihre spezielle Verwertbarkeit hin beurteilt und auf ihren Zweck hin abgeklopft werden, und das macht auch vor der Literatur nicht halt. Es entbehrt dabei nicht einer gewissen Obszönität, wenn heutzutage bei Veranstaltungen des Literaturbetriebs auf eine Weise über Literatur gesprochen wird, als sei diese benutzbar wie ein Werkzeug, als sei damit etwas herzustellen oder zu erreichen, oder als müsse man den Text sowohl erklären als auch einordnen und der Erzählung überdies noch zwingend die Lebensgeschichte des Autors oder der Autorin hinzufügen oder gar fragen, was er oder sie denn konkret wolle mit dem Text, warum er so geschrieben worden ist und was die eigene Herkunft oder Geschlechtszugehörigkeit damit zu tun hat. Dabei sind viele literarische Texte, etwa meine eigenen, im Grunde Nestflüchter, einmal abgeschlossen und gedruckt müssen sie zusehen, wie

sie in der Welt da draußen als fertiges künstlerisches Produkt zurechtkommen, wie sie in ihr bestehen. Sie wollen so wenig von mir vor erwachsenen Menschen vorgelesen werden wie ich als Autor sie vor erwachsenen Menschen vorlesen will. Kindern soll man vorlesen, der Erwachsene aber soll selber lesen, denn mit einer öffentlichen (Vor-)Lesung entsteht nicht zwingend ein Mehrwert, ganz im Gegenteil, der Text gerät falsch in die Köpfe und vermischt sich mit dem Menschen, der da lesend vor den Besuchern der Literaturveranstaltung vor sich hin monologisiert. Gegenwärtig allerdings boomen sie noch, die Literaturfestivals aller Art, und ein Ende der Begeisterung für die jeweilige Nachwuchscharge und die altgedienten Geister ist nicht in Sicht. Ob aber das einfache Vorlesen von Teilen des jeweils vorzustellenden Buches in einiger Zukunft noch konkurrenzfähig sein wird, darf ruhig einmal bezweifelt werden. Denn während Musik und Theater und erst recht das Musiktheater ohne Bühne und Publikum nicht sein können und als Konserve mitunter reichlich fad sind, ist das Erzählen von Geschichten auf innige Mitwirkung der Lesenden angewiesen, auf eine strikte Zweisamkeit von Buch und Leser geeicht – kein Wunder eigentlich, überlegt man es sich recht, wenn Literaturevents mitunter eher Werbeveranstaltungen gleichen. Wer weiß, ob es also in ein oder zwei Generationen überhaupt noch Literaturinstitutionen geben wird, abgesehen natürlich von den wirklich wichtigen, und ob nicht Literaturveranstaltungen der jetzigen Machart ausgestorben sein werden. Möglich ist es. Ruhe wird sein. Gelesen aber wird werden.

Doch zurück zur Literatur selbst, zum innersten Gefüge derselben, zum schriftlichen Erzählen von Geschichten, die, das sei für alle Zukunft festgestellt, Bilder und Abläufe im Kopf, im Bewusstsein des Einzelnen erzeugen und dadurch Emotionen von Lust, Leid und Gier zeitigen. Technische Mittel sind dazu nicht zwingend vonnöten,

werden aber seit den Zeiten der antiken Schriftrolle verwendet. Auch vor gut 2500 Jahren, als das mündliche Erzählen die Regel war, wird bereits reproduziert. Man denke dabei nur an Sokrates, der als realer Mensch die Schriftlichkeit als Form des Diskurses und des Erzählens mit Vehemenz und aus guten Gründen ablehnte, ihm fehlte beim Lesen der direkt zu befragende Widerpart, von Platon aber als Hauptfigur seiner erzählenden Schriften erschaffen wurde und so als streitbarer Philosoph bis heute seine Wirkung hat. So viel Zukunft ist selten. Sie mündet in diesem Fall in der Gegenwart des heutigen Lesers, der sich das von Platon Erzählte Satz für Satz, Zeile für Zeile lesend selbst erschließt, indem er sich diese philosophisch-erzählenden Texte aus fremder Kultur und uralter Zeit zu eigen und sich gegenwärtig macht. Zukunftsfähigkeit zeigt sich hier, über die Zeitläufte hinweg, als Elixier und Essenz guter Literatur! Insofern ist, selbst wenn nichts Neues mehr an Lesenswertem entstünde, für die Zukunft der Literatur so lange gesorgt, wie noch selbst gelesen werden wird, so lange, wie Texte greifbar sind, ganz gleich unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen, auch solchen, wie sie im (sicher in einigen Staaten verbotenen) Roman *Fahrenheit 451* (Ray Bradbury, 1953) beschrieben sind, eine Erzählung, in der ein Staat den Besitz und das Lesen von Büchern als ein schweres Verbrechen einstuft, ohne sie damit aus den Köpfen der Menschen zu bekommen. Die Gedankenfreiheit, die sich sowohl in den (hier verbotenen) Romanen generell als auch im Auswendiglernen der Texte, sie zu retten, auf besondere Weise manifestiert, dürfte die hauptsächliche, ja einzige gesellschaftliche Funktion von Literatur sein und bleiben. Alles andere, welche Themen auch immer en vogue sein mögen, sind Beiläufigkeiten pädagogischer oder auch politischer Art und somit immer mit Vorsicht zu genießen.

Auch dieser, das sei am Ende noch gesagt, zugegebenermaßen etwas wirre Text, aber was soll man erwarten, der mir jetzt noch unter den Händen glüht, wird in Zukunft gegenwärtige Vergangenheit und, so er gelesen wird, ein schönes Beispiel sein für was auch immer, den Anfang vom Ende, das Ende einer Sackgasse, den Beginn einer Umkehr, eine Einbahnstraße ins Nirgendwo oder die Möglichkeit des Denkens im Kreis. Wirklich sicher ist nichts.

Samuel Beckett in der Dortmunder Nordstadt

Die Verbindung zwischen Samuel Beckett, Nobelpreisträger für Literatur des Jahres 1969, dem Dortmunder Bier und der Linienstraße in der Dortmunder Nordstadt gehört sicherlich weder zum Grundwissen von Literaturwissenschaftlern noch von Braumeistern – und doch gibt es diese Verbindung! *Dortmunder*, eines der Gedichte des 1935 in Paris erschienenen Bandes *Echo's Bones*, sei jedenfalls, so Samuel Beckett selbst, unter dem Einfluss von Dortmunder Bier entstanden. Zwischen 1928 und Anfang 1930 unternahm Beckett mehrere Reisen von Paris nach Kassel, in Dortmund musste er auf der Hin- und Rückfahrt jeweils umsteigen. Der Hauptgrund seiner Reisen war seine Cousine Peggy Sinclair, in die er sich 1928 in Dublin verliebt hatte und die nun mit ihren Eltern, die dort einen Kunsthandel betrieben, in Kassel lebte. Beckett begann also eifrig Deutsch zu lernen und machte sich auf den Weg.

Stellen wir uns also einen jungen Iren Anfang zwanzig vor, der Ende der 1920er Jahre am Dortmunder Hauptbahnhof aus dem Zug steigt. Er ist etwas müde und hat nun eine ganze Weile Aufenthalt bis zur Abfahrt seines Anschlusszuges. Warum also, wird er sich gleich beim ersten Mal gedacht haben, nicht mal das hiesige Bier probieren und sich die Stadt ansehen! Eine Offenbarung war ihm Dortmund aber wohl nicht, denn er ist seit Kurzem Englisch-Lektor an der École Normale Supérieure in der Weltstadt Paris. Ende Oktober 1928 war er dort eingetroffen und hatte sich schnell das Ausgehen und vor allem das Trinken angewöhnt, wobei der Alkohol, so der Beckett-Kenner Friedhelm Rathjen, nicht zuletzt die Funktion hatte, seine Scheu im Umgang mit Menschen, die er nicht gut kennt, zu überspielen. Beckett jedenfalls mag das Derbe und das Bodenständige, Bars und Kneipen und

überhaupt die einfachen Lustbarkeiten, die er schon als Student in Dublin durchaus nicht verachtete. In seiner Schulzeit hatte er hingegen noch abstinente gelebt, ganz noch im Sinne seiner streng protestantischen Mutter, die jede Form der Ausschweifung als Sünde ablehnte.

Samuel Beckett ist aber, das am Rande, durchaus nicht der einzige Schriftsteller der Literaturgeschichte, der mitunter der berausenden Wirkung des Bieres eine Idee, ein Gedicht oder gleich ganze Romane verdankt. Johann Paul Friedrich Richter, genannt Jean Paul und einer der berühmtesten Zeitgenossen Goethes, wählte sogar seinen Wohnort nach der Qualität des Bieres aus. Doch der gute Jean Paul trank eben nicht nur um des Vergnügens willen, sondern brachte sich bewusst in eine ganz bestimmte Schreibstimmung, und auch ihm verwandelte sich die Welt im Bierausch, schrieb er doch in einem Brief im Jahre 1803: „Ich kenne keinen Gaumen-, nur Gehirnkitzel; und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, so soll sie auch nicht in die Blase.“

Doch zurück zu Samuel Beckett und seinem Gedicht *Dortmunder*. Der junge Schriftsteller ist also schwer verliebt und nicht minder verwirrt, denn seine Cousine Peggy hatte kess und nicht im mindesten schüchtern sexuell die Initiative ergriffen. Da lag es nahe, sich bei jeder Gelegenheit, bei der Frauen eine Rolle spielten, ordentlich Mut anzutrinken. Doch das Trinken ist für Beckett mitunter noch immer eine zwiespältige Angelegenheit, handelt er so doch all den protestantischen Prinzipien seiner Mutter entgegen. Das Bier und das Trinken als einer Sünde spielt auch in Becketts Romanen nicht selten eine Rolle, etwa in *Molloy* (1951). Einer der beiden Protagonisten, Jacques Moran, ist ziemlich versessen darauf, immer Bier und am besten Pilsener im Haus zu haben. Aber auch er fragt sich, ob es nicht etwa doch Sünde ist, Bier zu trinken? Würde

er zum Beispiel die Heilige Kommunion, den Leib Christi empfangen dürfen, wenn er einen Krug Pilsener intus hatte? Nun, der Priester würde nicht danach fragen, aber Gott würde es früher oder später erfahren, so überlegt er, doch vielleicht würde er ihm verzeihen. Aber hatte das Abendmahl, wenn es auf Bier genommen wurde, überhaupt die gleiche Wirkung? Moran beschließt zunächst einmal, auf dem Weg zum Pfarrhaus ein paar Pfefferminztabletten zu lutschen. Am Ende kommt er dann zu der Erkenntnis, dass der Pater, wenn er um den Biergenuss weiß und ihn trotzdem kommunizieren lässt, aus dem gleichen Grunde sündigte wie er. Wenn es denn, die Frage bleibt, überhaupt eine Sünde ist!

Samuel Beckett zieht also mindestens einmal, vermutlich aber doch bei mehreren Zwischenaufenthalten, durch die Kneipen und Tanzdielen der Dortmunder Nordstadt, wo die Sünde quasi zuhause ist. Er trinkt natürlich einiges von dem guten Dortmunder Bier, bis er die ganze Welt buchstäblich in einem neuen Licht sieht und sie sich ihm ganz und gar verwandelt. Dementsprechend beginnt auch das aus diesem Erlebnis resultierende Gedicht *Dortmunder* mit der Zeile *Im Zauber das homerische Zwielight / In the magic the Homer dusk*. Zuvor wird er wohl in der Roten Mühle im Fredenbaum-Vergnügungspark gewesen sein (*nach dem roten Turm der Zuflucht / past the red spire of sanctuary*), dann aber hat es ihn in die Linienstraße im Bordellbezirk am Steinplatz / obere Münsterstraße verschlagen, wo immer auch einige besserbetuchte Herren aus den bürgerlichen Vierteln der nahen Innenstadt ihr Vergnügen suchen. Im Gedicht heißt es:

*hastend zu der violetten Lampe zur schwachen K'in Musik
der Puffmutter /
hasten to the violet lamp to the thin K'in music of the bawd*

Die Aussage Becketts, das Dortmunder Bier sei quasi mitverantwortlich für die Entstehung des Gedichts, ist jedenfalls mehr als plausibel, denn die Wahrscheinlichkeit, dass ein stocknüchterner junger Mann im Bordell landet, ist im Allgemeinen wohl eher ziemlich gering. Er geht also, die Hände tief in die Hosentaschen versenkt und mit gespielter Lässigkeit, durch die Linienstraße mit seinen erleuchteten Fenstern, wo die Huren ihre Dienste anbieten und sich in all ihrer Pracht und Verruchtheit präsentierten. Würde er den Mut haben, den Einflüsterungen einer der Schönen zu folgen? Denkbar, dass er eine Weile zögerte, ob er denn, weil er ja schließlich in Peggy verliebt ist, solch ein Haus überhaupt betreten durfte. Wäre das nicht eine wirklich schlimme Sünde, gar nicht zu vergleichen mit einem Bierrausch! In seinem im Sommer 1932 geschriebenen (und erst 1993 aus dem Nachlass heraus veröffentlichten) Roman *Traum von mehr bis minder schönen Frauen* denkt der Protagonist Belacqua darüber nach, ob es denn statthaft und erlaubt sei, als verliebter Mann dennoch ein Bordell zu besuchen. Es heißt dort: „[...] wieso hätte denn eine vernünftige Bordellbenutzung [...] auch nur den geringsten Frevel darstellen können gegen die Empfindung, die er für seine ferne Blume – Licht, Melodie, Duft, Fleisch und Umarmung seines inneren Menschen – hegte? Aber: der innere Mensch, sein Hunger, seine Finsternis, sein Schweigen, blieb das alles gänzlich außerhalb des Bordells, nahm es an dem zwielichtigen Verkehr des Bordells gar nicht teil? Es blieb nicht, und es nahm teil. Noch einmal: Es blieb nicht, und es nahm teil.“ Ähnliche Gedanken wird der Autor des Romans wenige Jahre zuvor in der Dortmunder Linienstraße gehabt haben, schwankend zwischen Rausch und Lust auf der einen und anerzogenen moralischen Bedenken auf der anderen Seite.

Er geht also die Straße rauf und wieder runter, immer hin und her, er fühlt sich nichtig, während das „königliche

Wrack“ (Ich nichtig sie königliches Wrack / I null she royal hulk) ihn weiterhin lockt mit ihrer Glut:

*Sie steht vor mir im hellen Stall
hält hoch den Jadesplitter
das vernarbte Jungfernhäutchen stiller Reinheit
die Augen die Augen schwarz bis zum östlichen Gefilde
sollen lösen der langen Nacht Phrase.*

*She stands before me in the bright stall
sustaining the jade splinters
the scarred signaculum of purity quiet
the eyes the eyes black till the plagal east
shall resolve the long night phrase.*

Am Ende dann tut er den Schritt und betritt das Haus der Sünde, hin zum Licht, hin zur ewigen Lockung des Weibes. Damit dann endet der Lautengesang:

*Dann, gleich einer Schrift, aufgerollt,
und die Herrlichkeit ihrer Auflösung erhöhend
in mir, Habbakuk, Feldherr aller Sünder.
Schopenhauer ist tot, die Puffmutter
legt ihre Laute beiseite.*

*Then, as a scroll, folded,
and the glory of her dissolution enlarged
in me, Habbakuk, mard of all sinners.
Schopenhauer is dead, the bawd
puts her lute away.*

Was dann aber geschah, bleibt der Phantasie der Leser und Leserinnen überlassen. Apropos Leser: sehr bekannt ist dieses frühe Gedicht Samuel Becketts nicht, auch nicht in Dortmund. Wäre es da nicht mal an der Zeit, es in schöner Lesbarkeit an der Hauswand am Eingang zur Dortmunder Linienstraße zu präsentieren?

Heimat – eine Zerstreuung

Sören Kierkegaard (1813-1855) schreibt in seinem Roman *Die Wiederholung*: „Man steckt den Finger in die Erde, um zu riechen, in welchem Land man ist, ich stecke den Finger ins Dasein – es riecht nach nichts. Wo bin ich? Was heißt das: die Welt? Was bedeutet dieses Wort? Wer hat mich durch seine Tricks in die ganze Sache hineingezogen und lässt mich nun damit allein? Wer bin ich?“¹ Riecht ein Land, die Heimat denn? Und wenn, nach was? Und wie die Welt da draußen dann wohl riechen mag!

In der Heimat aus der ich stamme, in die ich wer weiß durch wessen Trick hineingeraten war, spricht man das Idiom der Stereotype. Das ist der Kitt zwischen Arm und Reich und zwischen Jung und Alt. Frieden statt Freiheit. Ist das in jeder Heimat so, fragte ich mich und machte mich auf den Weg, die Heimat der anderen zu erkunden.

Kann ich von der alten Heimat, der ich mit Fug und Recht angehörte, noch etwas haben? Hat man mir eine Lücke gelassen, in die ich mich, zöge ich zurück gen Heimat, einpassen dürfte? Doch galt und gilt nicht dort: Was nicht passt, wird passend gemacht? Nein, von der alten Heimat kann ich nichts mehr haben!

Wo sie geblieben ist? Wo sie nur steckt! Mitgenommen habe ich sie nicht. Die Heimat. Nikolaus von Kues (1401–1464) sagt in seiner *De docta ignorantia* / *Die belehrte Unwissenheit*, Gott habe das so eingerichtet, dass nämlich dem Menschen „sein Geburtsort anziehend erscheint in den Landessitten, in der Sprache und den übrigen Gegebenheiten, damit Einheit und Friede ohne Missgunst herr-

¹ Sören Kierkegaard: *Die Wiederholung*. Felix Meiner Verlag, Hamburg 2000. S. 69.

sche ...“² Nun ja, auch dem größten Zauberer misslingt mal ein Trick, aber keine Sorge, ich hab's ausgebügelt, ganz im Sinne meiner alten Heimat übrigens: Passt, wackelt und hat Luft!

² Nikolaus von Kues: *De docta ignorantia / Die belehrte Unwissenheit*. Felix Meiner Verlag, Hamburg 2002. Teil III, Kapitel II, S. 13.

Drei Gedichte

Pankow

Nieselregen
Laternendunst
spät noch spazierend
schwach erleuchtet ein Fenster
fremde Wand bekanntes Bild
tote Personenkraftwagen
der Baumskelette Reihen
Hund mit Leuchthalsband
Kapuze mit Zigarette
Straßenbahn ein Bus
und inmitten dessen
mutig ausschreitend
tapfer wie immer
Ich

Havelland

für Ute

Birken schubbsen zwischen
Zehdenick und Liebenwalde
was lange aufrecht stand
schwarz und weiß tot und kahl
ein Streifenwagen der nicht
uns verfolgt und weiterfährt
die Auen der Wald die Weiden

Weiter vorne
an der Bundesstraße
prüft der Beamte die Papiere
des jungen Rasers
während wir unerkant
nach all der Schubbserei
das Weite suchen

Icherkundung

Wer ich wohl gewesen sein mag
frage ich mich
sehe ich die alten Fotos von früher
wer ich
frage ich mich und sehe in den Spiegel
was ich
denn gewesen bin vor vielen Jahren
warum ich
dieses und jenes getan gedacht gelassen
während ich
der selbe Mensch soll gewesen sein
als ich
aß und trank und liebte und arbeitete
wenn ich
tat was ich musste durfte und wollte
doch ich
der ich heute zu tun und zu sein habe
bin ich denn ich
der Ich
das Ich
der ich das ich war
und sein werde
Fragezeichen

Biobibliographie

Norbert W. Schlinkert, 1964 in Schwerte geboren. Nach einer Tischlerlehre erwarb er das Abitur auf dem zweiten Bildungsweg und studierte von 1999 an Kulturwissenschaft / Ästhetik und Theaterwissenschaft / Kulturelle Kommunikation an der Berliner Humboldt-Universität. Er veröffentlichte 2005 die Studie *Wanderer in Absurdistan. Novalis, Nietzsche, Beckett, Bernhard und der ganze Rest* und wurde 2009 mit seiner Studie *Das sich selbst erhellende Bewußtsein als poetisches Ich. Von Adam Bernd zu Karl Philipp Moritz, von Jean Paul zu Sören Kierkegaard* promoviert. Sein literarisches Erstlingswerk, *story banal*, wurde 1998 im Bruno-Dorn-Verlag veröffentlicht, im Jahr 2015 erschien im Elsinor Verlag *der heraklitische Fließtext Stadt, Angst, Schweigen*, im Jahr 2016 in der *edition taberna kritika* *die Arabeske Kein Mensch scheint ertrunken*, 2020 ebendort *der erzählende Essay Tauge/Nichts* und 2022 im Aisthesis Verlag *das Arbeitsjournal Die Hoffnung stirbt immer am schönsten*. Für 2010 und 2017 wurde ihm ein Aufenthaltsstipendium des Künstlerdorfes Schöppingen zugesprochen. Mitgründer des PEN Berlin 2022.

Nachwort

Nichtsdestowenigertrotzalledem! Über den Autor Norbert W. Schlinkert

Schon der Beginn dieses vorliegenden Lesebuches: ein Gewinn. Eine echte Freude ist es und ein Déjà-vu gleich mit der ersten Geschichte, *Das Wannenbad*, publiziert damals in unserer, ebenfalls noch jungen Literaturzeitschrift »[SIC] – Zeitschrift für Literatur«.

Bereits in Kombination mit den vorgestellten Informationen zum Autor zeigt sich die ganze Qualität des immer noch fast unbekannten Monolithen Norbert W. Schlinkert. Zu Beginn stellt er zunächst einmal die Literarität seiner Figuren in den Fokus. Keine Proklamationen, keine Dogmen. Vorwegnehmend: Dieses Lesebuch endet mit einem Fragezeichen. Schlinkert ist ein Poeta doctus ohne jeden intellektuellen Dünkel. Ein gleichsam armer Poet mit einem reichen Innenleben, zunächst Tischler von Beruf, dann aus strikter innerer Notwendigkeit und auch aus Lust zum Künstler, zum Schriftsteller geworden. Während der Lehrzeit entstanden erste Kunstwerke, erste Texte. Die kleinbürgerliche Umwelt, die Familie ignorierte dies alles weitgehend und betrachtete ihn weiter als einen der ihren, kurzfristig jugendlich verwirrt zwar, doch das würde sich legen. Das sind mir die liebsten: Künstler aus einer Art Versehen, so wie die Psychiater aus Versehen. Wahrscheinlich sind das die besten. Aber es sind auch die ohne fixen Plan, vor allem ohne Markt-, ohne Businessplan. Schlinkert hat wiederholt darüber publiziert, hat protestiert gegen die weitgehende Nichtbeachtung (s)einer nicht penibel auf den Literaturmarkt zugeschnittenen Literatur. Zu Recht!

So lässt sich auch die präliminative Notiz im Lesebuch als humorige Kritik an den Entwicklungen des *Literaturbe-*

triebs lesen, denn um heutzutage überhaupt gesehen zu werden, muss sich der Autor bereits prophylaktisch von möglicherweise unpassenden Figuren lösen, ja, er darf, folgt man der Gemeinde, nicht einmal den Versuch wagen, sich in einen ungehobelten oder gar toxischen Menschen hineinzudenken. Man darf nicht mehr über den anderen, das Andere schreiben. Oder wie? Das Ende auch der Psychologie? Das Ende der Literatur? Mit *Stadt, Angst, Schweigen* ist es Schlinkert aber immerhin gelungen, einen Text mit einem unverträglichen Protagonisten in einem kleinen, guten, unabhängigen Verlag zu platzieren.

Schlinkert schimpft nicht laut, er zeigt keine Schwarz-Weiß-Internet-Krankheiten, er korrigiert sich lieber selbst und ist ein freundlicher und friedlicher Mensch. Aber ein Bestimmter. Er hat Kulturwissenschaft studiert mit dem selbstgestalteten Schwerpunkt Literatur und Literaturgeschichte, siehe dazu seine Dissertation zum Thema der Entwicklung des poetischen Ich, und er weiß um die Literatur der letzten 250 Jahre, von Jean Paul, Heinrich von Kleist und Adalbert Stifter bis hin Hans Henny Jahnn, Peter Weiss, Wolfgang Koeppen, Christine Lavant, von Karl Philipp Moritz zu Søren Kierkegaard, von Knut Hamsun, James Joyce und Robert Walser bis zu Flann O'Brien, Samuel Beckett und Michail Bulgakow, von Emmy Hennings zu Tove Ditlevsen, Tarjei Vesaas, Hallór Laxness, Jon Fosse. Und so weiter und so fort, seine Bibliothek spricht Bände. Von Schlüsselromanen versteht Schlinkert mehr als jeder Hildesheimer Musterschüler – und natürlich: jede Musterschülerin.

Fernab von aktuellen Genderdiskursen und -prämissen bewegt sich nun die Kurzgeschichte *Das Wannenbad*: eine Frau als Mörderin, aggressive Impulse und Sexualität zusammen in einem Text – das gab es zuletzt bei Freud, gefühlt zumindest. Der 1928 geborenen Psychiater Otto F. Kernberg (vielleicht einer der besten lebenden) berichtet in einem aktuellen Interview über das erstaunliche Phäno-

men, dass Sexualität eigentlich immer auch ein aggressives Moment innewohnt. Und ich würde ergänzen: Gäbe es keine (Mikro-) Aggressionen, so gäbe es vielleicht überhaupt keine menschlichen Beziehungen mehr, keinen Diskurs. Alles wäre KI. Schlinkert kommt noch darauf. So ist auch dieser frühe Text ein Diskursangebot, eines, um über diese tabuisierten Themen nachzudenken, zu sprechen – auch über deren Ambivalenz. Alle überleben am Ende – im Wannenbad, aber es war, wie so oft in der Menschheitsgeschichte, im Großen wie im Kleinen, denkbar knapp. Dies aber zu leugnen, wäre eben nicht Schlinkert-Style.

Schlinkert lebt, da ist er aber sicher nicht der Einzige, wie ein moderner armer Poet. Inmitten des gentrifizierten Prenzlauer Bergs hält er die Stellung, und dies nicht nur mit seinem Blog aus den »Prenzlauer Bergen«. Im Internet war er übrigens auch einer der Schnellsten, und auch da hat es leider kaum einer gemerkt. Oder eben doch, die Kollegen. Schlinkert ist ein Authors-Autor, vielleicht auch das so eine komfortable Enklave. Lesen Sie etwa seine gesammelten Blogbeiträge in Buchform, eine Art *Arbeitsjournal*, herausgegeben von Arnold Maxwill im Aisthesis Verlag!

Ich will es mir kaum anmaßen, aber doch: Spontan betrachtet ist Schlinkert in seinen *Nachrichten aus den Prenzlauer Bergen* aus meiner Sicht fast (aber auch nur fast) am besten, nämlich als ein Kommentator des gesammelten Irrsinns um Literatur und Realfiktion. Denn Schlinkert ist immer auch ein lachender armer Poet. Unter seinem Schirm ist viel Herz. Er ist kein Zyniker, er verfolgt seinen Plan konstant, schreibt diszipliniert, mit westfälischem Arbeitsethos. Er arbeitet gründlich und korrekt, er versteht sein Handwerk. Alle Texte kann man quasi direkt in den Verkauf geben. Auf diese Weise mischt er an den Wochenenden als Barkeeper, ein Brotjob wie so viele andere in den letzten vier Jahrzehnten, sicher auch die Drinks in einem

Veranstaltungsraum für private Feierlichkeiten, in dem sich die Prenzlauer Bergwelt ein soziologisches Stelldichein liefert. Auch das eine Inspiration für Blogbeiträge und Geschichten, en passant angestellte Sozialstudien.

Der Lektor Florian Kessler schrieb einmal über die Ärztesöhne, die an den Literaturinstituten studieren und dann zielgenau und marketingbewusst in die großen Verlage schlüpfen. Sie kennen die Codes. Sie wollen sie bedienen, aber auch die Verlage bedienen sie und möglicherweise die Lektoren selbst. Man müsste ja ansonsten etwas riskieren. Einen Shitstorm? Niemand wagt etwas, alle haben Angst vor der vermeintlichen Mikroaggression, nur die Radikalen nicht. Hatten wir doch schon mal, diese verkniffene Angst, hoffentlich nicht wieder. Die Angst vor der Gefahr vom rechten Rand des politischen Spektrums läuft langsam an in den Redaktionen. Wäre es da nicht besser, jetzt mal etwas zu riskieren, bevor man es dann nicht mehr kann? Um es zu haben! Am Ende wird man, wer weiß, womöglich zu feige gewesen sein.

Schlinkert hingegen ist nicht feige, er macht weiter, so hat er es gelernt: eine Ausbildung abschließen, Zivildienst, Abitur auf dem zweiten Bildungsweg, zugleich aber das ihm Notwendige vorantreiben. Pflicht und Kür gleichzeitig, um schließlich nur noch Kür zu machen. Und da ist er jetzt angekommen, würde ich vorschlagen. Überhaupt ist dieses Lesebuch eine Kür – eine dringende Empfehlung, einmal Tabu, Humor, Albernheit, Intellekt und intermediäre Literaturformen in Deutschland zusammenzubringen, mal den Leser wieder denken, rätseln und staunen zu lassen. Ohne Schwurbelgefahr natürlich. Aber allein das sagen zu müssen, entspricht leider ganz den Schlinkert-Präliminarien.

Lesen wir weiter: Beim historischen Roman *Ankerlichter oder: Des Herrn Daubenfußes Rache*, angesiedelt in Westfalen, Breslau und Leipzig in der Zeit um 1700, treffen wir auf ein weiteres, bisher aber unveröffentlichtes Meister-

werk. Mit seinem westfälischen Simplicissimus schießt Schlinkert – ich denke, es war nicht einmal Absicht – wieder quer zum Markt; die deutsche Literatur ist klar aufgeteilt in Unterhaltung und Hochliteratur. Vor allem Genreliteratur erfordert jahrelanges Andienen in eben nur dieser Sprache und Sparte. Der Schriftsteller darf zwar innerhalb der Romane unterschiedlichste Figuren gestalten, zum Leben erwecken – wobei, ich muss mich korrigieren: er durfte es noch vor Zeiten –, innerhalb der Gattungen zu wechseln wäre jedoch, so erzählen es einem die Agenten, wenn man bis dahin gekommen ist, quasi suizidal.

In *Ankerlichten* streifen Schlinkerts Figuren durch ein Deutschland längst vergangener Zeiten, und dennoch ist es immer auch eine überzeitliche Parabel auf die menschlichen Konflikte zwischen Scham, Armut, Grundbedürfnissen und dem für die deutsche Literatur so typischen Stoff des Bildungsromans. Der Humor spielt hier natürlich eine wesentliche und bis zur Peinlichkeitsgrenze elaborierte Funktion. Auch das vermutlich ein No-Go vor dem Hintergrund der pathosgetränkten Literatur von Gruppe 47 & Co.

Die ausgewählten beiden ersten Kapitel des Romans haben einiges zu bieten, Körperstrafe und kindliche Schicksale, einen protestantisch verklemmten und dennoch verschwitzten Zeugungsakt, den Kampf um Essen und Aufmerksamkeit, aber auch das Ringen um Teilhabe, um Bildung. Und auch wenn Schlinkert selbst es in seiner Vergangenheit als Kind der sechziger Jahre trotz sogenannter einfacher Verhältnisse natürlich unvergleichlich viel besser hatte als viele seiner Figuren, so kennt er im Gegensatz zu vielen heutigen Schreibern gewisse Themen, gewisse Stimmungen, auch gewisse familiäre Ängste und Traumata und den Umgang mit dem gleichsam Unaussprechlichen auch aus eigener Anschauung.

Weiter geht es mit einem »Unterhaltungsroman«, *Scheerbart / Hologramm*, angesiedelt in der Jetztzeit. Und gleich

zu Beginn wieder der antizyklische Schock: Der Autor ist ein Intellektueller, es fängt direkt an mit einem selbstironischen, bildungsbeflissenen Name-Dropping. Der Poeta doctus versteckt sich hinter der Maske des Schelms, Posing ist ihm zuwider. Ich sehe ihn förmlich in seiner spitzwegschen Dichtermansarde sitzen und schmunzelnd der U-Bahn zuhören.

In seinem ebenfalls in dem Band abgedruckten Essay zum Kunstwerk im Zeitalter der »technischen Produzierbarkeit« fragt Schlinkert konkret, ob die Literatur im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz eine Zukunft hätte haben können. Natürlich ist diese Frage ebenfalls selbstironisch und rhetorisch. Der vorliegende Band ist ja der Beweis. Und dennoch seziert Schlinkert hier die Mechanismen des Marktes – eines Marktes, in dem er für Experimentelles und Innovatives, eigentlich Kunstgenuines, oftmals kaum noch Räume sieht. Und auch dieser Text macht klar, dass die KI eines nicht kann, nämlich das, was uns Schlinkert hier expliziert: Die Bildungsimpulse und Querverweise, der Witz der gesamten Angelegenheit muss vom Autor samt und sonders selbst hineingegeben, hineingearbeitet werden, ob er nun promptet (was Schlinkert nicht tut und nicht tun wird) oder schreibt. Er spannt den Bogen von Chamisso über Benjamin zu Ray Bradbury und macht wie nebenbei klar, wer der Chef im Ring bleibt: der Autor höchstselbst. Schlinkert ist wie beschrieben kein Lamentierer, kein so gelabelter alter, weißer Mann, er freut sich auf die Zukunft und lässt sich sicher sein: Der Zweierbund zwischen Autor und Lesendem und Lesender ist nicht korrumpierbar.

Nach Benjamin nun also noch Samuel Beckett in Dortmund, Bier trinkend und ein Gedicht verfassend. Ich lerne wieder hinzu. Ein echter Schlinkert. Ein Schlenker durch die Weltliteratur, ganz ohne Allüren. Die, wenn man so will, Heimatliebe Schlinkerts ist eine der Ambivalenz und keineswegs provinziell; von den Berliner Prenzlauer Ber-

gen aus lässt sich alles wie durch ein Fernglas beobachten. Fast wie im Ausland. Wie der in Paris lebende Ire Beckett, so auch der Berliner Autor im Beckett'schen Bordell: Hier sagen sich Puffmutter und Schopenhauer Gute Nacht. So entsteht Literatur in den Grenzzonen von Lebenslust, Glaube und Bekenntnis, die zugleich auch der Kern des Lebens sind: Schuld und Sühne. Beckett nämlich ist, das muss man wissen, von der Mutter streng protestantisch erzogen worden. Dann die Beichte: Zum Glück. Schlinkert hat das erkannt. Prätentiosität kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass Bescheidenheit, Scheitern und immer wieder neuerlicher Dienst an der Sache, mithin ein immer besseres Scheitern, beileibe nicht nur westfälische Tugenden sind.

Schlinkert ist, wie gesagt, ein disziplinierter Arbeiter. Zu einem mageren Stundenlohn, gelegentlich gibt es ja dann doch mal ein Honorar, schreibt er klaglos, er ist ein Asket seiner Sache. Während viele andere bluffen und sich hinter ihren Latte-Laptops verstecken, um zu swipen und wenige, unsinnige Berghain-Romane auf Stipendienbasis in ihre von Papa stets erneuerten Maschinen zu hacken, sitzt er weiter am Schreibtisch und schenkt an den Wochenenden brotjobbend manchem Politiker, die ihm die Stipendien niemals nachtrugen, weiter fancy Drinks mit wechselnden, albernen Namen aus (Hugo von Hofmannsthal oder Victor?) – und dies immer mit einem freundlichen Lächeln und genauso perfektionistisch wie bei seinen vielen, leider noch oftmals viel zu ungelesenen Texten.

Konsequent lakonisch schließt Schlinkert seinen Band somit auch mit einer Ich-Befragung: Ist er denn derselbe noch, der er war, als er einstmals jung durch die Straßen zog? Wer ist er da gewesen in dieser Selbstfindung eines Autors, der er nun ist, aber auch schon war? Auf diesem gedanklich langen Weg hinaus aus der westfälischen Melancholie, der Begrenztheit und dem durchaus treffsicher-lakonischen Witz einer Kleinstadt im Ruhrgebiet am

Rande des Sauerlands, geprägt auch durch den Gang durch Handwerk und Bohème, ist neben einem literarisch und literaturhistorisch gebildeten Autor vor allem auch ein für ihn selbst täglich neu zu entdeckender Mensch gewachsen, der sich weder auf Genres noch auf Textgattungen oder fixe Charakterzuschreibungen festlegen lassen will. Die Kunst, die Literatur ist frei, und sie endet bei Norbert W. Schlinkert in diesem Lesebuch folgerichtig durchaus konsequent – nämlich mit einem Fragezeichen.

Textnachweise

Pseudonym & Verwechslung. In: Die Hoffnung stirbt immer am schönsten. Arbeitsjournal. Herausgegeben von Arnold Maxwill. Aisthesis Verlag, Bielefeld 2022. S. 74f. – story banal (Romanfragment). bruno-dorn-verlag, Berlin 1998 – Das Wannenbad. In: [SIC] – Zeitschrift für Literatur; Nr. 4. Herausgegeben von Christoph Wenzel und Daniel Ketteler. Aachen, Berlin, Zürich 2009, S. 56–59 – Der Zerbrochene. In: Positionierung zur Transzendenz. Worte aus der Zumutung Gottes. Herausgegeben von Simone Husemann. Wiesbaden 2017, S. 98–102 – Schneeflocken. Manuskript. Alle Rechte bei Norbert W. Schlinkert 2018 – Ankerlichter oder: Des Herrn Daubensfußes Rache. Manuskriptauszug. Alle Rechte bei Norbert W. Schlinkert 2026 – Scheerbart / Hologramm. Unterhaltungsroman. Manuskriptauszug. Alle Rechte bei Norbert W. Schlinkert 2026 – Stadt, Angst, Schweigen. Heraklitischer Fließtext. Elsinor Verlag, Coesfeld 2015 – Kein Mensch scheint ertrunken. Eine Arabeske. edition taberna kritika, Bern 2016 – Tauge/Nichts. Erzählender Essay. edition taberna kritika, Bern 2020 – Nebelleben. Stichproben ins Ungewisse. Manuskriptauszug. Alle Rechte bei Norbert W. Schlinkert 2026 – Fensterwetter / Fensternis. Eine Art Märchen. Blogbeitrag aus Nachrichten aus den Prenzlauer Bergen!, 12. Juni 2025 <https://nweschlinkert.de/2025/06/12/fensterwetter-fensternis/> – Jeder Pfirsich (ein Versuch). In: Stefan Höppner, Arnold Maxwill (Hrsg.): Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung. Band 21. Aisthesis Verlag, Bielefeld 2025, S. 407–410 – Die Frage wird sein: Hätte die Literatur im Zeitalter ihrer technischen Produzierbarkeit eine Zukunft haben können? In: Stefan Höppner, Arnold Maxwill (Hrsg.): Literatur in Westfalen. Beiträge zur Forschung. Band 22. Aisthesis Verlag, Bielefeld 2026, S. 275–278. Und in: Stefan Höppner, Arnold Maxwill (Hrsg.): Die Zukunft der Lite-

ratur. Dreißig Positionen aus Westfalen. Aisthesis Verlag, Bielefeld 2026, S. 123–126 – Samuel Beckett in der Dortmunder Nordstadt. Veröffentlicht in „der Freitag“, Berlin, 01.03.2016 – Heimat – Eine Zerstreuung. In: all over heimat. Anthologie. Herausgegeben von Matthias Engels, Thomas Kade, Thorsten Trelenberg. Lehrensteinsfeld 2019, S. 360f. – Drei Gedichte (unveröffentlicht).

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■

Hans Marchwitza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen
 (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt
 (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74)
 ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner
 (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth
 (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath
 (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener
 (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohen-
 hausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■
 Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■
 Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-
 ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-
 mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■
 Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94)
 ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96)
 ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benzler
 (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Christian Die-
 treich Grabbe (Bd. 100) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■
 Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■
 Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg
 Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns
 (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ul-
 rich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■
 Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■
 Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115)
 ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■
 Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Ulrich Straeter (Bd. 119) ■
 Otto A. Böhmer (Bd. 120) ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■
 Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123) ■
 Erik Reger (Bd. 124) ■ Thorsten Trelenberg (Bd. 125) ■
 Herbert Berger (Bd. 126) ■ Horst Dieter Gölzenleuchter
 (Bd. 127) ■ Dieter Treeck (Bd. 128) ■ Erwin Grosche
 (Bd. 130) ■ Philipp Wiebe (Bd. 131) ■ Jürgen Wiersch
 (Bd. 132) ■ Martin Becker (Bd. 133) ■ Fritz Eckenga (Bd.
 134) ■ Walter Höher (Bd. 135) ■ Rolf Schönlaue (Bd.
 136) ■ Ursula Maria Wartmann (Bd. 137) ■ Siegfried Au-

gust von Goué (Bd. 138) ■ Klaus-Peter Wolf (Bd. 139) ■
Hans Georg Bulla (Bd. 140) ■ Herbert Somplatzki (Bd.
141) ■ Heinz-Albert Heindrichs (Bd. 142) ■ Hartmut
Kasper (Bd. 144) ■ Heiko Werning (Bd. 145) ■ Wiglaf
Droste (Bd. 146) ■ Klaus Johannes Thies (Bd. 147) ■
Marc Degens (Bd. 148) ■ Thomas Krüger (Bd. 149) ■
Christian Y. Schmidt (Bd. 150).



Kontakt gem. GPSR